

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 47. Monatlich erscheinen vier Nummern. Berlin, 15. December 1859. Preis: Vierteljährlich 20 Silberg. XV. Band.

Eugenie.

Von Tobia Willhoff.

Es war tiefe Trauer im Schloß — seit einer halben Stunde war die junge Gräfin gestorben. — Sie hatte Jahre lang gekränkelt. Der Graf hatte mit Beobachtung alles äußern Anstandes bei ihr ausgeharrt, jetzt war er seiner Pflichten entbunden. — Die junge Gräfin war ein still demüthiges Weib gewesen; passiv und trivial, war sie der Gräfin Mutter ein willkommener Gegenstand, der gar leicht sich beherrschen ließ. Darum vermählte sie diese; — der Graf, der etwas Besseres gesucht, gab sich die Maasfenicht, als ob er etwas entbehre, nur die kleine Agnes, das Kind — liebte und entbehrte die Mutter, doch — das Kind war erst fünf Jahre, und also in dem Alter, wo noch die Trauer wenig verstanden wird und selten hastet. — Die Trauerfeierlichkeit erregte mehr Sensation als der Tod selbst. — Es war vorbei, und ward vergessen.

Der Graf ging auf Reisen, die Gräfin Mutter war wieder allein Herrin, und das Kind sollte eine Gouvernante haben.

Das Schloß lag in reizender Gegend am Thüringer Wald, aber ziemlich weit ab von größeren Städten, dadurch, und da ihr Alter schon vorgerückt war, hatten sich allmählig die Verbindungen der Gräfin verloren, und die junge Gräfin hatte keine gehabt. — Man war also genöthigt, eine Zeitungsannonce zu machen und dem Schicksal das Weitere anheim zu stellen.

Es fand sich eine Adresse von einem ehrwürdigen Landprediger, der eine Waise, eine Försterstochter, unterzubringen wünschte. — Das Kind war noch in tiefster Trauer um den Vater. — Eine Waise und in Trauer, das war der Gräfin Recht, die würde ihre Pflichten verstehen und keine Präntensionen machen. — Es wurde geschrieben, man werde das Fräulein abholen!

Eugenie war die einzige Tochter des verstorbenen Försters Schön, und hatte ihre Mutter niemals gekannt. — Von dem trefflichen Vater allein erzogen, hatte ihr von Natur kühner und stolzer Sinn fast eine männliche Richtung genommen, doch hielt der Zauber jungfräulicher Schönheit, sowie die tiefe Innigkeit ihres Gemüths jeden unschönen, unweiblichen Ausdruck zurück. — Eugenie war schön, himmlisch schön, und man wolle mir erlassen, die einzelnen Züge eines Ensemble zu beschreiben, das eben in dieser Vereinigung gerade schön war. — Die Schönheit eines Weibes liegt nicht immer im Ebenmaß allein, es ist doch fast immer der Ausdruck, der dieses stempelt.

Eugenie war die Tochter des Waldes, und zugleich seine Königin, sie war eine Venus und eine Amazone, eine Juno und eine Minerva, denn es gab keine Anforderung der Kunst und Wissenschaft, der sie nicht in ihrer stillen Einsamkeit zu genügen gelernt hätte — in höherem Maße, als die Schülerinnen unserer ersten Institute — sie war die kühne Feindin des Wilkes, selbst der Raubthiere, denn Flinte und Hirschfänger waren gewandte Waffen in ihrer Hand, aber — dabei war sie die wärmste und mitleidigste Freundin ihrer einzigen Jugendgefährten, der jungen Rebe, Hirsche zc., die angebetete Herrin der wilden Jagdhunde, die ein Blick von

ihr beherrschte. — Mit Menschen war sie wenig in Berührung gekommen, denn außer ihrem Vater und den Jägerburtschen, die fast alle häusliche Arbeit verrichten mußten, kannte sie wenig von der Welt, sie kannte diese nur aus ihren Büchern, aus der Geschichte und Völkertunde. Sie war eine Nymphe des Waldes, ein hoch erhabenes Wesen, dem nur eines fehlte, um in der Welt zu leben und zu glänzen: Erfahrung und Selbstbeherrschung. — Von beiden aber hatte sie keine Ahnung. — Der liebende Vater hatte ihre Mängel nie zu bemerken Gelegenheit, denn ihm war sie die zärtlich hingebende Tochter, die nie einen andern Willen hatte, als den des Vaters. — Die Beiden verstanden sich immer, und ein Aufgeben einer Idee war für sie kein Opfer, sondern ein natürlicher Act der Liebe und des Gehorsams.

Das Försterhaus war mit jedem Comfort des höhern Lebens ausgestattet, aber streng dem Besuch Fremder abgeschlossen, denn da der Förster seine Tochter nicht den Blicken der Männer preisgeben wollte, entbehrte er lieber deren Umgang. — So war Eugeniens Leben bis zu ihrem 18. Jahr verfloßen, einseitig, einfach, aber glücklich und ungetrübt durch den leisesten Hauch wirklichen Leides. — Und jetzt war es, wo ernst und gewaltig die Hand des Schicksals in dies poetische Leben eingriff — ihr Vater ward krank! — Eugenie sorgte und trauerte aus Liebe und Mitleid mit den Schmerzen des Vaters, aber feier ernster Gedanke kam in ihren Sinn — der Vater, der deutlicher fühlte, daß sein Zustand ernst sei, wagte nicht, die geliebte Tochter zu demüthigen, er wollte sie so lange wie möglich schonen, bis er die Herrschaft über seinen Willen nicht mehr hatte, bis das Fieber ernsthaft überhand nahm, und Eugenie jetzt, von einer Ahnung ihres Unglücks ergriffen, im



„Ah so,“ lächelte der Fremde, „also eine Wilddiebin und feia Wilddieb.“ (Seite 378.)

starren, maßlosen Schmerz Tag und Nacht mit gefalteten Händen vor seinem Bett saß, um aus seinem Auge einen Strahl der Hoffnung, einen Vorboten der Genesung hervorleuchten zu sehen. — Vergebens, der Herr über Leben und Tod hatte hier anders beschloffen. Nach Verlauf von vierzehn Tagen war der Kampf zu Ende. — Eugenie rang verzweifelt mit dem Tode an dem Sterbebette des Vaters. „Bleib mir!“ rief sie, „bleib mir!“ — und im letzten Augenblick des Bewußtseins richtete sich der Vater auf, zog einen Ring vom Finger, und gab ihn ihr. „Den bewahre treu!“ sprach er. „Im Uebrigen baue auf Gott, bleibe rein und wahr, Gott verläßt nie, die auf ihn vertrauen.“ — Sein Tod war ruhig und sanft, und der herzugewandene Prediger des nächsten Ortes kam zu spät, um ihm den Frieden des Herrn zu bringen; er hatte ihn mitgenommen, aber — er hatte ihn auch seiner Tochter mit hinweg genommen, die dem Geistlichen eine ernsthafte Aufgabe bot, als er erwartet hatte. — Aus einer Dymnast erwachend, ging ihr Zustand in die wildeste Leidenschaftlichkeit über, bis wieder die tiefste rührendste Wehmuth jene erhöhte Spannung ablöste und sie willig machte, jedem Jureden zu folgen, das an sie erging. — Der Prediger führte sie fort vom Spielplatz ihrer Kindheit, vom Schauplatz des entsetzlichsten Verlustes, der sie hatte treffen können, und nahm sie in sein Haus, wo vielleicht der ungewohnte Verkehr mit anderen Menschen mehr und schneller auf ihren heftigen Schmerz wirkte, als derjenige begreifen kann, dem das Gefühl eines so gänzlichen Isolirteins niemals aufging, wie sie verlassenen. — Ihr Schmerz ward gemindert durch die Außenwelt, die ihrer lebhaften Seele neue Eindrücke zuführte, oder richtiger, er ward zurückgedrängt, aber doch zugleich beherrscht. — Inzwischen trat das Verdict ein, um durch den Verkauf des väterlichen Eratbums seiner Tochter ein kleines Erbe zu gewinnen, doch war es nicht hinreichend, um dieselbe zu erhalten. — Der Prediger, dem jetzt die Sorge für die verlassene Waise oblag, mußte also daran denken, seinen schönen Pflegling in der Welt zu placiren, und es boten die vielfachen Talente derselben die reichsten Mittel hierfür dar. — Er nahm also die Annonce der Gräfin als einen gebotenen Fingerzeig des Himmels, weil er seine ihm sehr lieb gewordene Eugenie auch eben nicht schlechter placirt haben wollte, als in einem recht sehr angesehenen Hause, und da er in ihr selber durch seinen Widerstand fand, und die Gräfin, wie wir gesehen, gern darauf einging, so war die Sache bald abgemacht.

Der Tag der Abreise ward festgesetzt, und zur bestimmten Stunde hielt die glänzende Carosse des Grafen B. vor dem Pfarrhause — nicht ganz ohne Stolz und Hochmuth sahen Kutscher und Lakai auf das einfache Häuschen, aus welchem — ein Domestique, gleich ihnen, hervorgehen sollte. — Sie erwarteten ein demüthiges kleines Landmädchen, das mit verwunderter Freude die reichen Livreen und den schönen Staat betrachtete, und machten sich im Voraus lustig, wie sich das Gouvernantchen wohl geriren werde. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als von dem Arm des würdigen Geistlichen geleitet, eine große, schöne, imponirende Dame aus dem Hause trat, die, ohne einen Blick auf die ganze Staatscarosse zu werfen, mit dem Ton einer Königin, die keinen Widerstand kennt, dem Lakaien befahl, ihre Sachen entgegen zu nehmen und ihr den Schlag zu öffnen — sobald noch einen Blick der Liebe dem Prediger zuwerfend und von ihm an den Wagen geleitet, ihm noch herzlich die Hand reichend, sich in den Wagen zurückwarf, um sich um die ganze Welt nicht mehr zu bekümmern, bis sie an ihrem Bestimmungs-ort angelangt war. — Eugenie hatte im Wagen bittere Thränen geweint, allein, unbeführt sollte sie jetzt in der Welt stehen, entrisen ihrer Heimath, keine Heimath auf Erden mehr besitzend! — O, dieser Gedanke ist sehr ernst.

Man kam endlich an, und nach kurzer Begrüßung der alten Gräfin bat Eugenie, sich in ihr Zimmer zurückziehen zu dürfen. — Etwas verwundert, daß eine Waise einen Wunsch habe, und noch dazu ihn so kühn aussprechen könne, da ihrer Meinung nach gar kein Grund hierzu vorhanden war, so war doch die Gräfin zu noble und war ihr die äußere Form der Höflichkeit zu heilig, als daß sie der Bitte des imponirenden Mädchens etwas entgegen zu setzen hatte. — Eugenie konnte sich frei auf ihr Zimmer begeben. — Nachdem sie hier sich in ihrer Weise wohnlich eingerichtet, ihre Bücher, ausgelegtesten Vögel, ihre Jagdwaffen und ihre Kleider placirt hatte, klingelte sie, um die Gräfin ersuchen zu lassen, man möge ihr doch ihren Bögling zusenden. — Die Gräfin wollte die Gouvernante in den Augen der Leute nicht compromittiren und ließ es geschehen. Eugenie kam es nicht in den Sinn, daß in ihrer Bitte eine Annäherung liegen könne, sie kannte nicht, was dies sei, sie wollte gern Alles für Andere thun, aber sie wollte auch jeden billigen eigenen Wunsch erfüllt sehen. — Sie empfing die kleine Agnes mit inniger Freude, und stellte noch an demselben Tage eine dialogische Unterrichtsstunde mit ihr an. — Die Kleine war noch ganz unwissend, aber so war es Eugeniens regem Sinn am liebsten — sie allein wollte sie bilden und erziehen. Am Abend ließ die Gräfin fragen, ob Frä. Schön aus dem Zimmer oder im Familienaal zu soupiren wünsche. — Diese Artigkeit gefiel ihr, und sie ließ erklären, daß sie sich mit der größten Freude den Wünschen der geehrten Gräfin fügen werde. — Sie ward darauf ersucht, sich hinunter zu bemühen, und betrat mit so vielem natürlichen Anstand, einer so kindlichen Heiterkeit das Zimmer, daß der strenge Ernst in den Zügen der alten Gräfin vor der Unbefangenheit des schönen Naturkinds verschwand — ja es war als ob die Uebereinstimmung im Charakter Beider, der angebotene Adel der Seele, Beide einander näher brächte und ein gegenseitiges Verständniß hervorriefe. — Mit Verwunderung betrachtete die Dienerschaft die Ansprüche der neuen Hausgenossin, mit noch größerer die Willfährigkeit der alten Dame, die ihrer rastlosen Herrschaft wegen von Jedem gesücht und fast gehaßt wurde. — Aber immer mehr lernte sie Eugenie lieben, ja sie verzog sie selber und sah ihr Alles nach. — Agnes machte bedeutende Fortschritte; zwei Knaben, die Eugenie mit ihr unterrichtete, konnten bald in der Dorfschule nichts mehr lernen, aber wann sie eigentlich lernten, das war schwer zu begreifen, denn fast nie war das junge Personal zu Hause. — Garten, Feld und Wald waren die Unterrichtsplätze, und nur am Spätnachmittage hatte die Gräfin die Freude, Eugenie mit einer Handarbeit die Schularbeiten ihrer Böglinge überwachen zu sehen. — Eugenie verfolgte ihr Ziel in durchaus eigenhümlicher Weise, und hatte ihr guter Stern sie in das Haus der Gräfin

geleitet, deren eigener bizarrer Charakter ihr ein Interesse an allem Ungewöhnlichen verlieh. — Eugenie lebte in der völligen Freiheit und Ungebundenheit, und wer sie sah, hätte sie in ihrem Auftreten für die Tochter vom Hause halten sollen, — es war ihr ein eigenes Pferd zugewiesen, das sie häufig auf weite Streifereien in die Umgegend trug — wenn man ausfuhr, mußte es sich der Kutscher gefallend lassen, unthätig daneben zu sitzen, denn Eugenie führte den Zügel, und mit so kräftiger Hand, daß man niemals sich über ihre Unkunde zu beklagen hatte. — Nur in einem Punkte hatte die Gräfin nie und nimmer ihre Zustimmung geben wollen, sie hatte niemals Eugenie gestattet, ihrer Jagdliebhabe zu fröhnen, und dies verbotene Paradies war gerade deshalb der Gegenstand ihrer heißesten Sehnsucht.

So mochte wohl ungefähr ein Jahr verstrichen sein, während Eugenie immer mehr und mehr der Liebling der alten Dame wurde, als eine Reife der kleinen Agnes zu einer nahen Verwandten sie in ihren täglichen Beschäftigungen störte und ihr die völlige Verfügung über ihre Zeit gab. — Ihre Streifereien zu Pferd und zu Fuß erhielten nun einen immer weiteren Umfang, und endlich konnte sie der alten Sehnsucht nicht mehr widerstehen, ihre liebe Flinte einmal zu versuchen und in altgewohnter Weise den Wald zu durchstreifen. — Sie hatte zu ihrem Manöver den frühen Morgen gewählt, wo die Gräfin noch schlief und sie weniger vermiffen würde. — Anfangs begnügte sie sich mit dem Erglegen kleiner Vögel, doch bald genügte ihr dies nicht mehr, und da sie jetzt eines Nebes ansichtig wurde, während die Flinte eben geladen war, so legte sie an, traf, aber verwundete das arme Thier nur leicht, das unsäglich sich zu retten im Gras zusammenfank. — Bei diesem Anblick erwachte ihr weibliches Mitleid, und rasch ihr Taschentuch zu Binden zerreißen, beugte sie sich über das verwundete Reh, um seine Wunde zu suchen und zu verbinden. — Das Reh hielt ruhig Stand, und eigenthümlich war der Anblick, die schöne Jägerin im selben Moment ihre Sünde gut machen zu sehen, wo sie dieselbe begangen. — Sie selber wußte es nicht, daß das hübsche Tableau beobachtet wurde, bis sie nach gethener Arbeit den Blick aufschlug und — dem eines stillen und elegant gekleideten Mannes begegnete, der mit höflichem Anstand sie begrüßend die Frage an sie richtete, auf welche Weise ihr Einschreiten hier hervorgerufen und wohin sie etwa den Wilddieb habe verschwinden sehen? — Diese Frage brachte denn doch unsere süße Jägerin einigermaßen in Verlegenheit — das Wort Wilddieb klang ihr ein wenig ernst, sie hatte noch nicht daran gedacht, daß ihre That diesen Namen verdient, und in ihrer Verwirrung fiel es ihr nicht ein, ob denn auch der Fremde ein Recht zu dieser Frage habe, sondern gestand erröthend und beschämt, daß sie selbst das Reh geschossen habe. — „Ah so,“ lächelte der Fremde, „also eine Wilddiebin und kein Wilddieb; glücklicherweise für Sie, mein Fräulein, sind auf solche unsere Landesstrafen nicht berechnet, und ich muß Sie frei ausgehen lassen, obschon ich gar gern eine so schöne Delinquentin inquirirt hätte.“ — Eugenie sagte diese Rede nicht, und da der Herr nicht im Jägercollium war, sie ihn nicht für einen Förster halten konnte, so begriff sie den Sinn seiner Rede nicht, bis er sie befragte, wohin sie wünsche ihre errungene Beute gebracht zu sehen, da er es nur natürlich finde, daß dieselbe als ihr Schützling ihrer weitem Sorgfalt anvertraut bleibe. — Die leise Ironie dieser Rede erweckte die ganze Heiterkeit Eugeniens. „Ain denn, mein Herr, so bringen wir's ins Schloß, denn dahin gehören sowohl das Reh wie ich!“ — „In's Schloß?“ fragte ernst werdend der Fremde, „und Sie nicht?“ — „Die Gouvernante der kleinen Comtesse, Frä. Schön! — Zu dienen und Sie?“ — „Graß B., mein Fräulein, der Vater Ihres Bögling's.“ — Wehr ließ für den Augenblick die Würde des Vaters nicht aufkommen, obschon er viel dafür gegeben hätte, diese von sich werfen zu dürfen. — Eugenie aber war sichtlich überrascht, sie hatte sich ein so ganz anderes Bild von dem Grafen entworfen, sie hatte ihn in ihren Gedanken mit der freiberthlichen, feisen, altväterlichen Würde seiner Vorbäter ausgeschrieben, die sie so oft mit einigem Interesse im Altonesaale betrachtet, und wäre weniger erstaunt gewesen, wenn eine Gestalt aus dem 18. Jahrhundert mit Allongeperrücke und steifem Degen ihr entgegen getreten wäre, als jetzt, wo ein junger ritterlicher Cavalier vor ihr stand, mit dem heiteren leichten Anstand der Gegenwart, den Eugenie aus der Erfahrung und dem Leben noch gar nicht kannte. — Doch ihr kindlicher Sinn reflectirte nicht lange; war's der Graf, so war's im Grunde auch kein Unglück. War doch die Gräfin so gut gegen sie, so gut, wie eine Mutter nur sein konnte, warum sollte denn der Graf dies nicht auch sein, warum sollte sie sich vor ihm fürchten, der so freundlich ihr entgegen kam? So fand sie ihre Sicherheit gar bald wieder und erzählte dem Grafen mancherlei aus ihrem häuslichen Leben, das ihn interessiren mußte, namentlich über sein Töchterchen, das so lieblich und klug heranwuchs. — Nachdem unter solchem Gespräch mehre Minuten verflossen waren, fielen Beider Blicke wieder auf das Reh, und sie waren einigermaßen in Verlegenheit, wie denn dieses solle nach dem Schloß gebracht werden, ohne daß die Gräfin Mutter eine Ahnung von dem Geschehenen bekomme, denn das Schloß war ziemlich weit ab, und das Dorf war weit ab, und die Leute, die der Graf hätte rufen können, wollte er mit diesem Vorfall nicht bekannt machen. — Seine Gedanken zum Theil errathend, schlug sie vor, sie wolle eine Hängematte aus Vinsen und Schilf machen, das in der Nähe in einem Sumpfe wachse, und darin ließe sich das Reh leicht transportiren, wenn sie nur eine Hilfe habe. — Der Graf versprach gern hierzu tätigen Beistand zu leisten, und Beide gingen vorerst ans Werk, sich das Nöthige zu schaffen. — Unter manchem Scherz und manchem ernsten, bedeutungsvollem Wort ward die Arbeit vollendet, bei der der Graf recht eigentlich den Handlanger gemacht hatte, und da der Morgen weit vorgerückt war, saßen Beide die schnell entstandene Hängematte jedes an einem Ende, und trugen das arme Reh schonend dem Schlosse zu. — Da sie ziemlich abgelegene Wege wählten, so gelang es ihnen unbemerkt beim Garten anzukommen, wo der Graf das Reh einem Lakaien mit der Beauftragung überließ, daß er es leider verwundet und keinen zweiten Schuß gehabt habe, es sei daher verbunden und solle gezähmt im Schlosse bleiben. — Eugenie war auf ihr Zimmer geeilt, und der Graf ging seine Mutter zu begrüßen. — Die Gräfin hatte ihren Sohn so bald nicht erwartet, sie war froh, ihn zu sehn, aber es lag

eine kleine Zurückhaltung in ihrer Weise — von Eugenie sprach sie gar nicht. Sie überlegte — aber es ging nicht anders, sie durfte sie nicht absichtlich zurück halten, und zur Mittagstafel stellte sie die Gouvernante dem Grafen vor. — Niemand von ihnen verrieth, daß sie sich recht gut kannten. — Der Graf erzählte, daß er ein Reh habe schießen wollen, da er die letzte Station zu Fuß gemacht, aber nicht gut getroffen habe, das Reh sei im Schlosse, und er wolle es der Sorgfalt des Frä. Schön und seines Töchterchens übergeben. — Eugenie dankte ihm anmüthig und umfänglich. — Die kleine Heuchlerin zeigte, daß sie in einem Punkt wenigstens um nichts besser sei, als alle Ewenz-Töchter. — Sie hatte ja jetzt die Erlaubniß, sich ihres lieben Nebes anzunehmen, und traf rasch genug Vorkehrung zu seiner Aufnahme. — Es genas in wenig Tagen unter ihrer sorgfamen Pflege und begleitete sie jetzt wie ein Hund wohin sie ging. Das Reh war das Geheimniß, das Band zwischen ihr und dem Grafen, und daß Niemand dies ahnte, das führte die Beiden um so schneller und gewisser einander näher. — Die alte Gräfin mit weiblichem Tact ahnte und süßte das Unglück herankommen, Beide waren zu schön, zu liebenswürdig, sie mußten sich finden, und doch konnte, doch durfte es nicht sein, doch durfte selbst im 19. Jahrhundert der Stammbaum der hochgräflichen Familie B. durch eine Mesalliance nicht entweiht werden. — Vergessen dachte sie Tag und Nacht darüber nach, wie diesem vorzubeugen sei, ach, die Liebe ist ein mächtiger Feind, den so leicht Niemand bekämpft, und am wenigsten ein Dritter, und im Grunde liebte sie Beide, und wünschte heimlich, Eugenie möge ihrem Sohne ebenbürtig sein, damit das reizende Mädchen wirklich ihr Töchterchen werde. — Je klarer und entschiedener aber allmählig des Grafen Interesse für Eugenie hervortrat, je mehr sank das mütterliche Gefühl der Gräfin für sie in ihrem Herzen, und um so fester ward in ihr der Gedanke, daß sie um jeden Preis eine Trennung bewirken müsse. Aber wie? — Sie kannte ihren Sohn in der Selbstständigkeit seines Charakters und Eugenie in einer wo möglich noch größern, was war davon zu hoffen? — Naßer entwickelte sich das Drama, als sie selber geglaubt. In einem Abend, nachdem der Graf den ganzen Tag ausgeritten gewesen, trat er bei der Gräfin Mutter ein, legte ihr mit wenigen entschiedenen Worten seine Absicht dar, Eugenie zu seinem Weibe zu nehmen und bat sie um ihre Einwilligung! — „Hermann,“ sprach sie, „ich glaube es redet ein Fieberwahn aus Dir — willst Du einen Schächerroman aufzuführen?“ — „Mutter!“ rief der Graf in höchster Aufregung, „habe ich nicht meine erste Ehe nach Deinem Willen eingerichtet, habe ich nicht acht der schönsten Lebensjahre einem vegetirenden Leben aufgeopfert, und jetzt, wo ein himmlisches Mädchen, ein Engel an Verstand, Güte, Reinheit und Schönheit mir entgegen tritt, wo ich liebe, wie ein Mann liebt, der zum ersten Mal sein Lebensideal erblickt, jetzt willst Du mir meine reine Liebe entweihen, selbst in Gedanken nur bespucken!“ — Mutter,“ bat der Graf, und kindlich weich ward seine Stimme, „Mutter, gib mir Deinen Segen, denn“ — fuhr er langsam bebend fort — „des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißt sie wieder nieder — Mutter, nicht der gebietende Graf, Dein Sohn, Dein Kind steht vor Dir und fleht Dich, gib, o gib uns Deinen Segen!“ — Der Augenblick war für die Gräfin fürchtbar, ihr Herz wollte schon nachgeben, aber die Ueberzeugung ihres Pflichtgefühls stützte ihren maßlosen Stolz. „Nimmermehr!“ rief sie in erbogter Kraft, „wähle zwischen Mutter und Weib, denn beim ewigen Gott, nicht sie und ich werden lebend als Gräfinnen B. nebeneinander wandeln!“ — „Mutter, ist das Dein letztes Wort?“ — „Mein letztes.“ — „Gut, ich habe gewählt!“

Raum hatte der Graf seine Mutter verlassen, als diese auf geheimem Wege das Zimmer Eugeniens aufsuchte. — Sie fand dieselbe noch auf und in tiefen Sinnen verloren. — Als sie die Gräfin zu so ungewöhnlicher Zeit bei sich eintreten sah, ging sie ihr langsam und ernst entgegen, und auf einen heftigen Sturm gefaßt, war sie verwundert, als diese zärtlich sie in die Arme schloß und mit unzähligen Liebesworten nannte.

Der Kampf der Gräfin war kein geringer. — Waren auf der einen Seite die alt hergebrachten Vorurtheile ihres hohen Standes mächtig genug, sie in keinem Gedanken von dem abzuweichen zu lassen, was ihr eben möglich oder nicht möglich erschien, so war diese Frau, die so viele Lebensstürme an sich hatte vorüberziehen sehen, und die es keineswegs verkannte, welche reichen Sätze sie in ihrem Sohn und selbst in diesem jungen lieblichen Wesen besaß, keineswegs herlos genug, bei den Opfern, die sie glaubte fordern zu müssen, kalt zu bleiben; ja es war ihr, als sie Eugenie weit eher würdig ihre Tochter zu sein, als diejenige, die sie vorm Jahr begraben. — Die Gräfin war erhaben und stark, und diesem echten Hochgefühl ihres unentweichten Adels fehlte die Anerkennung fremden Werthes nicht, wohl aber jeder Gedanke, eine solche auf ihre Handlungen einfließen zu lassen.

So war ihr Plan, als sie zu Eugenie eintrat, völlig gefaßt, aber das warme Wohlwollen, welches sie für das schöne junge Opfer ihres Willens empfand, bewog sie, wo möglich durch Liebe und Güte, durch Bitten und Vorstellungen das zu erreichen, was sie ja doch einmal, und sei es um jeden Preis, erreichen mußte. Darum hatte sie keine Zeit verloren; heute war Eugenie noch die ihre, denn am späten Abend konnte ihr Sohn sie nicht mehr aufsuchen; morgen war es wahrscheinlich zu spät.

Aber die Gräfin hatte sich dennoch in Eugenie gerirt und verrechnet. Eugenie war kein Weib, das sich einen Moment über die Absicht des Besuches noch den Beweggrund des Benehmens der Gräfin zu täuschen vermochte; diese beiden Frauen verstanden sich vollkommen. Sie fühlte instinctmäßig, was unter den Liebsohnen der Gräfin verborgen war, und anstatt dieselben zu erwiedern, richtete sie die kalte Frage an dieselbe, was die Frau Gräfin ihr zu befehlen geruhe?

Diese Frage gab der Gräfin ihr Gleichgewicht, ihre eiserne Härte zurück. — Sie sah sich verstanden, ja mit mehr Misstrauen behandelt, als sie nach dem Kampf ihrer Seele zu verbieten münzte; das hochachtbare Blut kam in stolze Wallung, hin war das mütterliche Freundin des jungen Mädchens, hin war das fühlende Weib. Eugeniens unbesangener Sinn hatte den einzigen Augenblick vernichtet, der ihrem Geschick hätte eine andere Wendung geben können!

„Was ich befehle: Gehorsam, mein Fräulein, und Zurückkehr zu der Sphäre der Gedanken, die Ihnen Schicksal und Geburt anwiehen, nicht aber sich vermaßen, Ihre Augen zu dem einzigen Erben der Grafen B., des ältesten gräflichen Hauses im Lande, zu erheben!“

„Gräfin,“ sprach Eugenie mit mühsam bezwungener Erregung, „dasselbe Schicksal, das mir meinen Vater, meine Erziehung und somit meinen Gedankengang gab, dasselbe schenkte mir das Herz des Grafen B. — Ich bin stolz, es gewonnen zu haben, ohne Ahnen und ohne Adelskrone! Meine Ahnen und meine Adelskrone sind das Bewußtsein meines Werthes, die Mitgabe selig entschlafener Aeltern, und ihr Segen mag es sein, der mich in Liebe dem edelsten Manne der Erde verband. — Ich entsage ihm nie, so wenig er mir entsagen wird, und fester sind die Mauern ihres festesten Burgverliebes nicht, als das Herz, das Ihnen jetzt gelobt, nie von seiner Liebe lassen zu wollen!“

„Ich sehe es,“ sagte die Gräfin ruhig und mit einem so eigenthümlichen Ausdruck der Ungewißheit und der Verzweiflung, daß Eugenie Hoffnung zu fassen begann. — „So folge mir, Kind,“ sprach sie dumpf und tonlos, „damit in dieser Nacht noch Alles entschieden werde!“ — Die Gräfin schlug den Weg zu den Zimmern ihres Sohnes ein, während Eugenie ihr folgte. — Aber schon am Ende des ersten Corridors blieb sie stehen, als wenn noch einmal die Hoffnung auf eine andere Wendung in ihr erwache; mit dringender Hast, mit lebhaften Bitten und Vorstellungen suchte sie Eugenie zu freiwilliger Entfagung zu bewegen; sie sagte ihr in mittheilslosem Hochmuth alle diejenigen Gründe, die eine solche Vereinigung ja rein unmöglich machten; man hörte ihr an, daß sie kaum wußte, was sie sprach, so sehr hatte die Verzweiflung ihr stolzes Herz ergriffen, und ihr unbewußt gab jedes Wort der neu erwachten Hoffnung in des Mädchens Herzen einen festen Boden. — Sie fürchtet dich jetzt, triumpbirte Eugeniens Herz, und siegreich lächelnd sprach sie: „Bemühen Sie sich nicht, Eure Gnaden braucht Ihre Worte nicht zu wiederholen!“

„So fahre denn hin, Du vermessenes Wesen!“ rief jetzt die Gräfin in erhobenem Ton und einem wilden Ausdruck des Zorns wie der Verzweiflung. „Das Grab, das Du Dir selbst in Deinem Hochmuth gewähst, begrabe Deine Jugend und erprobe Dein starkes Herz an den stärksten Mauern meines Burgverliebes.“ — Damit trat sie zurück, der Boden wich, und Eugenie stürzte in eine bodenlose Tiefe! — Einen Moment sah ihr die Gräfin nach, dann sank der Deckel des Sarges, und Eugenie war aus der Reihe der Lebendigen gestrichen. In grauer Morgendämmerung hielt die gräfliche Equipage im Schloßhof — ein junges Mädchen, von Niemand gefannt, stieg ein; fort rollte der Wagen! — Nach zwei Stunden kam derselbe wieder, das Fräulein, das er hatte wegbringen sollen, war ihm entküpft; der Kutscher hatte auf der zweiten Station seinen Wagen leer, aber in der Nähe eines Flusses Eugeniens Hut gefunden! Den Grafen duldete es keinen Augenblick in der väterlichen Burg; ohne seiner Mutter Lebewohl zu sagen, ritt er davon, nur den Namen seines Banquiers hinterlassend.

Agnes kam in eine Pension. An den Prediger, der Eugenie empfohlen hatte, schrieb die Gräfin, daß wahrscheinlich in einem Anfall von Geisteskrankheit sein Schützling den Tod gesucht habe, und sandte ihm alle Effecten desselben. Aber im Schloß war es anders geworden. Statt des heitern Treibens, das mit Eugenie gekommen, statt der jugendlichen Lust, statt Musik und Wissenschaft, statt Schönheit und Leben hatten Tod und Verderben hier jetzt ihre Wohnung aufgeschlagen.

Es war, als wenn der Nachgeist des gemordeten Mädchens düster und unheilbringend durchs Schloß ging, als wenn die Hand des Herrn schwer diejenige heimsuchen wollte, die ihrem Ehrgeiz so vieler Menschen Glück geopfert hatte. Die Gräfin selber stand einsam und verdolet; ihr stolzes, aber warmes Herz erkannte erst jetzt, was sie befehlen und verloren. Wenden wir uns jetzt zu einer andern Scene.

Es ist Mitternacht, Alles im Hause ruht, nur dessen Herrin nicht; — seit mehreren Tagen duldete dieselbe nicht mehr, daß ihre Kammermädchen in ihrer Nähe schliefen, sie wollte allein sein, ganz allein. — Als Alles still geworden und jedes Licht erloschen war, sehen wir die Gräfin mit einem Korbe voller Nahrungsmittel und einer Blendlaterne versehen, geheimnißvoll einen Corridor entlang gehen, der am Ende eine unbemerkbare Thür enthielt, die sich augenblicklich hinter ihr schloß. Vorsichtig kletterte sie eine große Menge Stufen hinauf, bis sie weit unter den Gräbern ihrer Ahnen stand; hier öffnete sie eine Nische, die sich ebenfalls nur von außen öffnen ließ, stellte den Korb, mit Speisen, Vögeln und Lichtern versehen, hinein und entfernte sich eben so behutsam, wie sie gekommen. Niemand hatte sie bemerkt.

Unten in der Tiefe aber war kein Wechsel von Tag und Nacht, von Sonnenschein und Mondlicht, von Arbeit und Schlaf. Als die Nische sich geschlossen, waren zwei Hände geschäftig den Korb in Empfang zu nehmen und in ein angrenzendes Zimmerchen zu bringen, das wohllich genug eingerichtet war. — Dichte Decken von dunkelrothen Gardinen verhängt, bedeckten die nackten Wände, warme Decken den Fußboden, und vollständiges Mobiliar gab dem Aufenthalt in gemüthliches Ansehen. — An der Decke war eine Ampel an einem eisernen Haken angebracht und ein kleiner Ofen verbreitete behagliche Wärme ringsumher. — Eine ziemlich große Bibliothek, sowie Bilder, Vögel etc., waren so gut es ging, angebracht, und eine angrenzende Speisekammer hatte noch Vorrath für manchen Tag aufzuweisen. — Die Bewohnerin dieser kleinen unterirdischen Häuslichkeit war Eugenie.

Hier hielt die Gräfin ihr Opfer vor der Welt verborgen, versorgte sie mit allem fürs Leben Erforderliche, brachte ihr Bücher, Lederbüchsen neben allem Nothwendigen, gewährte ihr Alles, was das Leben erheitern kann, als Ersatz für das Eine, was sie ihr geraubt, die Freiheit im hellen Sonnenlicht.

Als Eugenie von jener Höhe durch eine Fallthür ziemlich sanft hinabgelassen war, war ihr erstes Gefühl ein Ausbruch wilder Verzweiflung; sie warf sich auf den Boden, stürzte mit dem Kopfe gegen die Wände und suchte auf solche Weise sich den Tod zu geben, da sie mit Sicherheit glaubte, hier lebendig begraben worden zu sein. — Als Schmerz und Ermattung sie aber endlich im Schlaf ein augenblickliches Vergessen ihrer Lage hatte finden lassen, ward sie beim Er-

wachen durch das, was sie erblickte, angenehm überrascht. — Sie befand sich in einem durch eine Lampe erhellen, kleinen Gemach, in welchem ein Ofen eine behagliche Wärme verbreitete; daneben war Holzvorrath bereit gestellt; ein Stuhl, ein Tisch mit Lebensmitteln stand vor ihr, und zwischen diesem ein Zettel folgenden Inhalts: „Du wirst nichts von dem vermissen, was Du auf der Erde gehabt; fordere was Du wünschst — einmal alle 24 Stunden wird man Deine Wünsche lesen und erfüllen.“ — Drei Tage und drei Nächte brachte Eugenie in dumpfem Hinbrüten zu; sie forderte nichts, sie genoß nichts, sie ließ das Feuer ausgehen; sie wollte erfröhen, verhungern, sterben.

Die Gräfin wiederholte jede Nacht ihren Besuch, brachte Alles mit, was irgend den trostlosen Aufenthalt des armen Mädchens verschönern konnte. — Matt und schwach, wie Eugenie durch diese Entbehrungen und furchtbaren Erschütterungen ihrer Seele geworden, war ihr Zustand ein Mittelstadium zwischen Schlaf und Wachen, der ihr wenig Erquickung gab. Endlich aber siegte die Liebe zum Leben, und der natürliche ursprüngliche Lebensmuth machte sich wieder geltend.

Eugenie betrachtete mit Aufmerksamkeit und Verwunderung den sie umgebenden freundlichen Raum, erkannte es mit einer Mischung von Bitterkeit und Freude, daß eine liebende Hand dies alles geordnet hatte, und sie fand Vergnügen daran mit dem Vorgefundenen allerlei kleine Verbesserungen anzubringen. — Die größte Freude aber empfand sie darüber, ihre Bücher, sowie das Material zu vielen Handarbeiten vorzufinden, wodurch es ihr möglich wurde, sich die endlos lange Zeit zu vertreiben. — Sie arbeitete fleißig mit Kopf und Händen und vermochte es nun, Stunden lang ihr furchtbares Schicksal zu vergessen.

Eines Tages, als sie unter ihren Büchern herumsuchte, fand sie eine alte Bibel vor; ein Buch, dessen Bedeutung und Inhalt ihr stets ziemlich gleichgiltig gewesen war. — Jetzt in ihrer Einsamkeit begann sie dasselbe zu lesen, sie schlug den Psalm auf, den sie fast nur vom Hörensagen kannte, und war erstaunt, nicht sowohl über die hohe, herrliche Poesie desselben, sondern mehr noch über die tief empfundenen Herzenszustände des Verfassers, der durch den Glauben zum festen prophetischen Wort hindurchgedrungen war. — Es war ihr, als ob der heilige Sänger nur an sie gedacht, gerade auf ihre Hilflosigkeit jedes seiner Worte bezogen habe, denn auch sie hatte keine Hüfe als den Herrn, aber — Eugenie hatte noch nie gelernt, diese Hilfe anzuerkennen oder gar anzurufen! — Sie las und las wieder; sie ließ sich tragen von dem Wort in die Tiefe des Leides und auf die Höhe der Hoffnung und des Trostes; eine neue ihr völlig fremde Ideenwelt ging ihr auf, und der Gott, den sie in ihrer eigenthümlichen Erziehung fast nur vom Hörensagen gekannt, ging ihr auf als ein Gott der Macht und der Gerechtigkeit. Das Wort Ps. 71 v. 20: „Du lässest mich erfahren viele und große Angst und machest mich wieder lebendig und holest mich wieder aus der Tiefe der Erde heraus“ — berührte sie, als habe der Herr es unmittelbar zu ihr geredet, und sie hoffte und karrte mit Zuversicht, es werde der Herr, von dem der Psalmist so zuversichtlich redet, in Kürze sein Wort an ihr erfüllen. — Aber es ging ein Tag nach dem andern und eine Woche nach der andern, und Alles blieb dasselbe.

Eugeniens Zustand ward von Tag zu Tage entschlicher; die Hoffnung, die momentan sie aufrecht gehalten, sank immer mehr und mehr, und der Glaube an die Macht, die sie erretten sollte, erstarb vor der Wirklichkeit und den Sophismen ihrer Erziehung, als sei er nie da gewesen, aber dennoch trieb eine eigene, geheimnißvolle Macht sie immer wieder an, die Bibel in die Hand zu nehmen; es erschloß sich ihr in derselben ein Reich, das ihr fremd war, das aber eben als etwas Bunter sie lebhaft anzog und ihrem reichen Geist Nahrung zu bieten verhielt. — Sie las anfangs ohne Ordnung, was ihr das Interessanteste schien, und es konnte nicht fehlen, daß das Buch der Judith, welches so gut zu ihrer eigenen Sinnesweise paßte, sie mehr anzog, als alle anderen. — Die herrliche, fähne, epierungsfähige Judith verdunkelte jedes andere Bild ihr bekannter, edler Frauen, und die Dankbarkeit ihres Volkes, die Krone des Sieges wob eine Glorie um Judiths Haupt, als sei sie die erste aller Frauen. — Nur ein Wort aus dem Gebete Judiths, wie sie zu dem Herrn um Stärkung fleht, wollte ihr nicht recht gefallen, es war das Wort J. 9—13: „Es haben Dir die Hoffärtigen noch nie gefallen, doch allezeit hat Dir gefallen der Demüthigen Gebet.“ — Sie verstand dies nicht; das Naturkind, das nie sich zu demüthigen versucht, begriff nicht, wie in der Demüthigung etwas Großes liegen und wie Judith in dieser etwas Größeres finden konnte, als in ihrer heroischen That. — Es war ihr unerträglich, daß Judith ihre Schönheit und ihren Glanz wieder in die Wittwenkleider hüllte, da nach ihrer Meinung ihre Stellung zum Volke ähnlich wie die des Themistokles zu den Griechen hätte sein müssen. — So ungefähr waren die ersten Betrachtungen, die sich Eugenie beim Lesen der Bibel ausfingelten. — Sie las nun die ersten Bücher Mose, deren einzelne Erzählungen aus der gesammelten biblischen Geschichte ihr niemals im rechten Zusammenhang aufgegangen waren; sie empfand immer mehr Interesse, sie schlug die Parallelstellen nach, sie studirte die Bibel! — Wunderbar ergriff sie das Wort der Verheißung, das der Herr dem Abraham gab, in seiner Erfüllung, wie es sich hindurchzieht bis zum neuen Testamente hin, das was ihr immer eine interessante Fabel schien, begann sich zu lichten, ja zu erklären, und es ging ihr zum ersten Male die tief ernste Bedeutung eines Gotteswortes auf! Eugenie war unter allen Umständen das Weib nicht, das leicht und flüchtig über eine Sache hinweggegangen wäre, deren tiefe geistige Bedeutung ihr nicht entgegen konnte; jetzt aber in ihrem unterirdischen Kerker, in ihrer schaudervollen Verlassenheit und ihrem unseligen Herzenszustand, da ergriff sie mit einem Eifer, mit einer Sehnsucht das hochheilige, mysteriöse Wort, als habe das Paradies zum zweiten Male seine Thore geöffnet, um eine arme Menschenseele wieder einzulassen und aufzunehmen! — Es konnte nichts anders sein, als daß der Kampf ein langwieriger war, der dieses schwärmische, dem gewöhnlichen Treiben der Welt von jeder fern stehende Gemüth dahin bringen konnte, die Worte und Verheißungen der Schrift auch auf sich zu beziehen; sie waren und blieben ihr lange Zeit hindurch nur eine herrliche, hohe Poesie, bis das neue Testament endlich gleichsam die im Kelche verborgene Blume erschloß und das wunderbar einfache und doch vom himmlischen Geiste durchwehte Wort des Herrn

ihr wie etwas Bekanntes, Heimathliches entgegen tönte, nicht mehr als Lehre und Sittengesetz, sondern als hochheiliger Trost, als Erfüllung der Verheißung in ihrer innersten Bedingung. — Sie hatte zum ersten Male die christliche Lehre herausgefunden, so manchmal sie dieselbe auch im neuen Testamente gelesen, so bekannt sie mit dessen Inhalt zu sein glaubte. — Sie hatte aber nie wie jetzt mit Sehnsucht nach Glauben gelesen und — nur dem Gemeinen geht das geweihte Wort auf! Eugenie war geweiht, aber nicht durch die Sitteneinheit ihres Herzens und Lebens; nicht durch das furchtbare Schicksal, zu dem sie verdammt war, lebendig begraben und von der Welt ausgestoßen zu sein; nicht durch den Eifer, mit dem sie die Bedeutung des Bibelwortes gesucht, sondern durch ihre heilige Sehnsucht nach dem Trost des göttlichen Wortes. — Sie erspürte an dem Wort des Erlösers ihr eigenes Herz, ihren Sinn, ihr Leben, und es ging ihr allmählig auf, daß sie wohl eine Judith hätte sein können im Handeln, aber niemals in ihrer Demuth; sie fühlte, wie entschieden sie aller Welt Ehre für ihre Handlung in Anspruch genommen haben würde, und sie erkannte ihren Hochmuth in dem Wort gestempelt: „Die haben ihren Lohn dahin.“ — Sie begriff allmählig den Unterschied zwischen irdischem und himmlischem Lohn, sie erkannte das Nichtige und Unzuverlässige irdischer Hoffnung und Glückseligkeit aus ihrem eigenen kurzen Leben: sie wußte nicht, wie lange und ob nicht für immer dies Grab sie vom Leben ausschneiden werde, und die hochmüthige Richtung und den Stolz und den Starrsinn ihres Herzens erkennend, beugte sie sich tief und willig unter das Wort des Herrn, und indem sie Buße that für ihre Sünden, indem sie die Strafe als gnädig erkannte, die sie zu ihrem Seelenheil geführt, gab sie ihr Herz und ihre Zukunft ergebungsvoll in die Hand des Herrn und erwartete still, was der über sie beschließen werde, dessen Auge sie hier tief unter der Erde gefunden. Ja sie entsagte selbst der Liebe ihres Herzens als einer Selbstsucht, die nur Verderben über Viele gebracht, und hätte sie jetzt die Gräfin sprechen können — es wären Weiden die fürchterlichsten Augenblicke ihres Lebens erpärt worden! — Doch das Schicksal, wie die Menschen es nennen, läßt sich nicht aufhalten, und der Gott, der es lenkt mit fester Hand und der den Menschen nicht prüft über sein Vermögen, derselbe führt durch Freude und Leid die Seinen zu der Verheißung, die er über jedes Menschenleben ausgesprochen!

Ein an sich auf das Hohe und Gble gerichtetes Gemüth kann irren, kann vom falschen Licht sich blenden lassen, von Ehrgeiz, Geist und Erbabenheit der Natur; es kann es, so lange ihm keine höhere Wahrheit aufgegangen, so lange es noch nicht dahin gekommen, in seinem unsterblichen Seelenleben die Verwandtschaft mit dem Herrn zu erkennen, und sich zu überzeugen, daß, was aus Gott sei, auch zu ihm zurückkehren müsse, aber es kann und wird in seinem Irthum nie sich zu der Gemeinheit des Lasters und der Lüge herabwürdigen, auch wenn der Herr es nicht so frühe sucht, wie er Eugenie suchte. — Das natürliche Streben der menschlichen Seele ist das, Wahrheit zu suchen; dem edlern Menschen aber nur ist es vorbehalten, der Wahrheit gemäß zu leben, ja sein voriges Selbst ganz in der erkannten Wahrheit aufgehen zu lassen, daher die Erscheinung, daß wir selbst unter den Atheisten so manche sichtlich vortreffliche Menschen haben, da die ihnen aufgegangene Wahrheit ihr Gesetz geworden, und ob sie die Gottesanbetung verwerfen, so ist ihnen der Mensch in seiner Idealität das Ziel geworden, dem sie nun nachstreben mit allen menschlichen Kräften. — Obschon vom falschen Wege ausgehend, ist es doch dasselbe Ziel der Verehrung, dem sie nachstreben, nur daß sie sich dasselbe unendlich erjäwern, denn ihnen fehlt die Kraft aus der Höhe, der Geist des Herrn, der in uns schafft das Wollen und Vollbringen; sie müssen mühsam an jedem Flecken ihrer Seele putzen und säubern, anstatt durch das Bad der Wiedergeburt auf ein Mal alle Flecken weggewaschen zu sehen; ihre Kraft ermatet endlich und sie müssen verzweifeln an sich selber oder vor der Welt Heuchler werden, denn den Frieden des innersten Lebens erreichen sie nimmer, weil er nur in der Versöhnung mit Gott besteht, die sie nicht kennen, oder verkennen. Der Friede mit uns selber, den wir alle suchen, das ist eben der Friede mit Gott, und da wir diesen aus eigener Anstrengung niemals erreichen können, indem wir niemals zu fragen vermögen: jetzt hast du alles gethan, was du schuldig warst, sondern da wir uns diesen müssen schenken lassen, als eine unverdiente Gnade des Heilandes, der schon die leiseste Anstrengung, der schon ein Gebet mit diesem seligen Frieden lohnt, so ist eben dieser Friede der Hauptunterschied zwischen dem gläubigen und ungläubigen Menschen, ist dieser der Urquell aller Harmonie der menschlichen Seele, denn er ist die Krone des Glaubens, wie Christus spricht im hochpriesterlichen Gebete, „der Tröster, der heilige Geist, den mein Vater senden wird in meinem Namen, derselbige wird es Euch Alles lehren, und Euch erinnern alles dessen, was ich gesagt, den Frieden lasse ich Euch, meinen Frieden gebe ich Euch; nicht gebe ich Euch, wie die Welt giebt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.“

Mit diesem Frieden ist die Macht der Welt gebrochen, ist geschwunden die Furcht vor Tod und Hölle. — Je reiner, je sittlich vorbereiteter ein Herz zu diesem Frieden eintritt, um so völliger wird sich dasselbe diesem seligen Glück hingeben; je weniger vorbereitet, um so länger muß es währen, bevor alle Kämpfe mit der alten Natur überwunden sind: daher die Erscheinung, daß es ungläubige Menschen giebt, die wir weit edler handeln sehen, als die Gläubigen; aber es wäre eine Ungerechtigkeit gegen die Lehre des Herrn, dieser das vorzuwerfen, daß sie nicht auf einmal alles Unedle aus der menschlichen Natur mit Stumpf und Stiel ausgerottet; sie kann nichts weiter thun, als stets von Neuem nachhelfen mit Wort, Strafe und Kraft aus der Höhe, sie hat ja aufgehoben Lohn und Strafe für das Einzelne, wenn das Menschenherz sich dem Herrn in Buße und Gebet zu eigen giebt; dieser sieht die Aufrichtigkeit des Herzens und wägt nicht unsere Sünden, wenn wir sie bekennen.

Eugeniens kindliches, unverdorbenes Herz war ein empfänglicher Boden für die Wahrheit, die dem höchsten, die dem geringsten Geiste Befriedigung gewährt, die den hohen Menschen klein, den niedrigen groß und reich macht. — Nur das Herz, das untergegangen in der Gemeinheit, im Indifferentismus der Welt, unter irdischen Sorgen, nur das steht dem Herrn fern — und weit ferner als der Irthum, als der Atheismus und Pantheismus. — Daher war es gar leicht

begreiflich, daß Eugenie, die eben durch ihre Erziehung und ihren blühenden Geist auf einen Abweg gekommen, in ihrer regsamen Seele ein Fundament des Glaubens fand, ja — um so lebhafter und uniger diesen aufsuchte, je mehr ihrem bewegten innern Leben dieser Haltspunkt Noth that! — Was sie am meisten quälte, war eben das, was alle lebhaften Gemüther anfangs bewegt, sie begriff nicht, was sie mit der Fülle selbigen Lebens hier unten im Grabe machen sollte; sie hätte hinausrufen mögen in die Welt, was der Herr ihr gegeben, und mittheilen aus dem Schatz ihres Herzens Allen, die in Blindheit und Irrthum dahingingen; sie fühlte sich so stark, so kräftig, als könne sie eine Welt überwinden, aber sie verstand noch nicht, daß eben diese Kraft nicht durch Geduld geprüft und bewährt erfunden, und daß ihre Seele denselben Weg gehen mußte, wie die aller lebhaften Geister, daß ihnen die Flügel beschritten werden müssen zu ihrem eigenen Heil, damit sie dieselben nicht zu früh versuchen, und die Schwäche derselben sie nicht tiefer in Muthlosigkeit und Verzagttheit versinken läßt, als zu dem Aufbau eines festen innern Glaubens und zum wirklichen Nutzen der Welt sein darf und kann. Wer mit Eugenie zu empfinden weiß, der möge mit ihr die Qualen ihrer Seele begreifen, als Tage, Wochen, Monate und Jahre schwanden, ohne daß sich in ihrem Leben, ihrem unterirdischen Kerker irgend etwas veränderte. — Oft wollte sie verzagen, oft wollte ihr selbst die Hoffnung des Psalmenisten, die Verheißung des Herrn keinen Trost mehr gewähren. — Verzweiflungsvoll warf sie sich oftmals zu Boden, rief, rang, flehte den Herrn an um Errettung aus ihrem unsäglichen Unglück, aber der Herr erhörte sie nicht, bis sie wieder von Neuem im Glauben den Heiland erfährt, ja mit ihm vertraut wurde, mit ihm in Liebe so innig vereint war, daß sie fühlte, die Welt könne keine süßere Freude gewähren,

Leib nur die Seele trägt, für die es ein schöneres Leben giebt. — Den Kampf eines allmählig hinsiehbenden Menschen, der mit solcher Gewißheit seine Zukunft eben auf das Wort der Schrift gebaut hatte, und diese auf dieses Leben berechnete, ein solcher gegenüber der Verheißung, „daß er Erlösung finden werde aus seinem Elend, was ihm tausendmal das Wort des Herrn, das Gebet, die seligste Ueberzeugung des Herzens zur Gewißheit emporgehoben, und nun alle Hoffnung schwinden und von Stunde zu Stunde Körper und Seele matter und hinfalliger werden zu sehen, ohne daß eine Hoffnung, ein Lichtstrahl sich zeigte, diesen Kampf zu beschreiben vermag ich nicht — möge der Herr in seiner Gnade jeden Menschen davor behüten, ihn kennen zu lernen, aber möge kein sündiger Mensch den Stab über das arme junge Wesen brechen, wenn oftmals Stunde um Stunde fast ihre Kraft erlag, bis sie zuletzt in matter Ergebung nichts mehr vermochte, als ihre Bibel schweigend an Herz und Mund drücken und sich leise das Wort vorsagen: „Ob mir der Leib und Seele verschnachet, so bist Du, Herr, doch meines Herzens Trost und Heil.“

Wenden wir uns zur Gräfin. — Wie anders sah es aus auf der Höhe als in der Tiefe des Schlosses. — Während in der Tiefe die Engel des Herrn sich um die Unschuld gelagert und eine Seele dem Herrn gerettet hatten, so waren die finsternen Dämonen der Hölle in die Prachtzimmer des herrlichen Gebäudes eingezogen. — Da tönte nie und nirgends das Wort „Friede“, sondern ein unheimlich düsterer Geist wie Verbrechen und Sünde zog durch das Haus — redete aus den verlassenen Zimmern, heulte im Sturz durch die vernachlässigten Räume, deren Fenster und Thüren keine bessernde Hand mehr berührte; sprach stumm aus den ängstlichen verfluchten Mienen der Dienerschaft, aber — laut aus

und das dunkle Gerücht, das sich allmählig auch in der Nachbarschaft verbreitete, hielt selbst die wenigen Familien fern, die sonst noch gekommen waren. — Der Graf hielt sich in einer fernen Residenz auf, und gedachte noch lange von seiner Heimath getrennt zu bleiben. — Was die Gräfin litt, vermag keine Feder zu beschreiben. — Hatte sie Stunden, wo das Bessere in ihr, ihr Jurist, auf ihrem Wege umzukehren und ihr unglückliches Schicksal zu befreien, so verwarf sie wieder mit Schrecken den Gedanken, weil sie dann ja ihren Namen vor der Welt entehrt sah, fürchtbarer entehrt, sie konnte es sich nicht leugnen, als selbst durch die Mesalliance ihres Sohnes geschehen sein würde. — Nein, lieber Alles ertragen, als dies! — So schwand sie zum Schatten hin, und opferte dreier Menschen Leben und Glück dem wahnfinnigen Schatten ihrer Einbildung, ja opferte die ewige Seligkeit der furchtbaren Verzweiflung der Gegenwart.

Aber Alles im Leben hat seine Grenze, und keine Kraft ist so mächtig, daß sie nicht zu erschöpfen wäre. — So unterlag denn auch die Gesundheit und Kraft der Gräfin allmählig diesen furchtbaren Gewalt, deren Einfluß sie weder innerlich noch äußerlich von sich abzuwehren vermocht hatte. — Mit Entsetzen dachte sie an Eugenie, als sie fühlte, daß sie ihre zunehmende Schwäche kaum mehr bewältigen könne, sie schaffte ihr hinunter, was sie zu tragen vermochte, um ihr auf längere Zeit Vorrath zu geben, aber inmitten ihres Treibens brach sie zusammen, und bevor sie alle Vorkehrungen getroffen, die sie hatte treffen wollen, mußte sie abziehen und der Natur Rechnung tragen, die sie auf ihr letztes Krankenlager warf. — Die Verzweiflung der Gräfin, als dieses ihrer That den Stempel des Mordes aufzudrücken drohte, und sie nur zu wählen hatte zwischen Bekenntniß oder der furchtbarsten Gewissensschuld, die sie mit ungeheurer Geistesgegenwart und



als der Herr ihr verstehen hier unter den freundlichen Engeln des Herrn, die ihre Finsterniß erhellt hatten.

Wie schon anfangs erwähnt, fehlte es Eugenie niemals an den nothwendigen Lebensbedürfnissen; ruhig legte sie sich des Abends schlafen und fand Morgens Alles vor, was das Leben nicht nur erhält, sondern den Verhältnissen nach selbst erfreuen kann.

Von dieser Seite völlig beruhigt, kam ihr nie entfernt in den Sinn, daß dies niemals anders werden könne. — Wer aber malt ihr Entsetzen, als sie eines Morgens ihren Korb, der ihr sonst stets gefüllt hinabgelassen worden war, leer fand! — Es währte lange, bevor einige angenommene Möglichkeiten ihr ihre Ruhe zurückgaben, und die Hoffnung wieder bei ihr einfuhrte; da sie noch einigermaßen versehen war, und vor wirklichem Mangel einweilen geschützt, so wagte sie noch nicht das Schlimmste zu fürchten und empfahl in warmem Gebet ihr Schicksal dem Herrn, der ja Alles in seiner Hand hat. Aber der zweite Morgen kam, und wieder hatte sie keine Vorräthe gefunden; und der dritte kam und der vierte, und Eugenie hatte nichts mehr zu essen noch zu trinken, und bald nahm die Mattigkeit bei ihr so überhand, daß sie nicht mehr ihr Bett verlassen konnte. — Ihr Zustand war schauderhaft. — Anfangs erwachten alle bösen Geister der Hölle, Verzweiflung, Unglauben und Haß in ihrer Seele. — Es war ihr als ob neckende Dämonen so lange ihr Leben und ihre Hoffnung gestiftet hätten, um sie nun jämmerlich umfommen zu lassen; ach das physische Leben ist so mächtig, weit mächtiger gemeinlich als der Glaube, daß doch der

„Herrmann, ich habe die Tochter meiner eigenen Schwester gemordet! Fluche mir, wie der Himmel mir flucht!“ (Seite 361.)

den verfallenen Zügen, dem unheimlichen Treiben und Wesen der Gräfin. — Zwei Jahre waren seit jener Nacht vergangen; zwei Jahre lang hatte Tag und Nacht das Gewissen, dieser Wurm, der nicht schläft, das Herz der hochmüthigen Frau gepeinigt — ihr keinen Schlaf, keinen Lebensgenuss, keine frohe Stunde gegönnt; vergebens hatte sie dasselbe durch die treueste liebevollste Sorge für Eugenie zu beschwichtigen gesucht — du bist ihre Mörderin, die Mörderin ihres Glücks, des Glücks deines Sohnes; er, dein eigener Sohn wird dir einst fluchen; wie jetzt schon jeder dir flucht, denn das Rainszeichen steht auf der Stirn geschrieben, darum fürchten und fliehen dich Alle, und Niemand kehrt mehr zu dir ein! — So redeten die Stimmen ihres Gewissens, und sie redeten Wahrheit. — Ob schon Niemand irgend eine Gewißheit von der schauerlichen That der Gräfin hatte, so war doch ihr eigen unheimlich Wesen, und namentlich ihre nicht unbemerkt gebliebene Nachwanderung allmählig aufgefalle, und hatten zu den ärgsten Neben Veranlassung gegeben. — Da ihr Stolz bekannt war, so ward sie anfangs leise, dann allmählig laut als die Mörderin des Fräuleins ausgegeben, zumal als sehr bald nach jener geheimnißvollen Fahrt der Kutscher, der das Fräulein weggebracht haben sollte, weit weg gesandt wurde. Man nahm die Unruhe und die Nachwanderungen der Gräfin für Ausbrüche des erwachten Gewissens, was sie denn zum Theil auch waren, man scheute sie,

Willenskraft vor ihrer ganzen Umgebung zu verbergen verstand, diese war es, die rascher und rascher die Auflösung herbeiführte und ihr kaum so viel Kraft ließ, einige undeutliche Worte an ihren Sohn zu schreiben. — Sie schrieb: „Herrmann, um Eugenie willen komm zu Deiner sterbenden Mutter!“ — Trotz der Sturmesseile, mit der der Sohn ihrem Rufe folgte, vergingen doch fünf Tage, bevor derselbe anlangen konnte. — Fünf Tage — fünf Ewigkeiten für die unglückliche Eugenie und die verzweifelte Gräfin. — In der Nacht des fünften Tages litt es die Gräfin nicht länger auf ihrem Lager, unter einem Vorwand entfernte sie ihre Wärterin, nahm an Lebensmitteln was sie fand und warfte dem Corridor zu; aber im Begriff die nur ihr bekannte Fallthür zu öffnen, was ihr nach unsäglicher Anstrengung glücklicherweise gelang, sank sie ohnmächtig zu Boden und fühlte sich nur noch von einem Paar kräftiger Arme emporgehoben, als ihr Bewußtsein schwand. Im entscheidenden Augenblicke hatte der Herr den Grafen heimgeführt, entscheidend für Eugenie's Leben und die Seele seiner unglücklichen Mutter. — Kaum hatte der Graf die geöffnete Fallthür bemerkt, als ein Gedanke durch seine Seele flog; rasch die Mutter ins Bett bringend und sie der Sorgfalt ihrer Frauen übergebend, stürzte er zurück, ergriff eine Hängelampe und es glückte ihm den Weg zu finden, den allmächtig seit zwei Jahren seine Mutter gemacht; er kam unten an, er erstaunte hier eine wohnliche Einrichtung, Hausgeräth etc. zu finden, er fand eine Thür, ein Zimmerchen, er sah ein Bett und — auf demselben — die verschleierte Eugenie. „Herr d. S. H.“

mels!" ruft er entsetzt; und dies Wort hielt vielleicht die schon schwindenden Lebensgeister des hochtenden Mädchens zurück; ihr Herz erkannte die Stimme, sie erhob die Hand wie bittend, und von einer Ahnung der Wirklichkeit durchdrungen, faßte Hermann eine Flasche Wein, die er auf der Reise zu sich gesteckt, stößte Eugeniens einige Tropfen ein, und zögerte keinen Moment länger, die geliebte Last aus Tageslicht zu tragen, wo er sie in seinem eigenen Zimmer sorgfältig niederlegte, bis er ihr das Nothwendigste, um ihre Kräfte allmählig dem Leben wieder zu gewinnen, geholt hatte!

Der Graf erkannte mit Entsetzen das Verbrechen seiner Mutter, und hatte Geistesgegenwart genug das Geheimniß derselben aufrecht zu halten. — Er ließ Niemand in sein Zimmer, wachte aber selber die Nacht bei dem geliebten gepörferten Mädchen, dessen kräftige Natur sie rascher wieder aufrichtete, als er zu hoffen wagte. — Nach zwei Tagen stand wieder mit Morgengrauen ein bespannter Wagen vorm Schloß; der Graf trug selber seine theure Bürde hinein, ergriff selber den Zügel und brachte seinen Schützling zu ihrem alten Freund, dem Prediger, in Sicherheit, dessen Ertrauen mit dem Versprechen beschwichtigend, daß ihm Alles klar werden solle, wenn er wieder komme. — Giltig trat er den Rückweg zur sterbenden Mutter an, und blickte, zu Hause angekommen, noch einmal in den Wagen, um zu sehen, ob auch eine Spur zurückgeblieben, die die Anwesenheit Eugeniens verrathen konnte, da blickte ihm ein Ring entgegen, den sie wahrscheinlich verloren; rasch hob er ihn auf und steckte ihn in die Tasche. Nachdem dies Alles geschehen, ließ er sich zum ersten Mal bei der Gräfin sehen, über deren Zustand er durch den Arzt und ihre Frauen sich vorher Gewißheit verschafft hatte. — Dieser Zustand aber war entsetzlich, denn es war offenbar, daß eben die furchtbare Herzens- und Gewissensangst, die sie bedrückte, nur noch das stehende Leben aufricht hielt. — Vielleicht wäre ihre Geisteskraft jetzt gebrochen, wenn nicht der Gedanke an die Anwesenheit des Sohnes ihr noch eine letzte Hoffnung verliehen; sie fragte wiederholt und ängstlich nach ihm, und als er endlich kam, winkte sie Allen hinauszugehen. — „Mein Sohn,“ begann sie mit abgebrochenen stöhnenden Worten, und der Kampf ward so furchtbar in ihr, und so ängstlich bob sich die Brust, als ob die letzte Luft ihr ausgehe, daß der Graf rasch hinzutrat, um sie mit seinen Armen zu unterstützen und ihre Lage dadurch zu erleichtern; bei dieser Bewegung rollte der Ring aus seiner Westentasche, den er vorhin hinein gesteckt, auf das Bett; die Gräfin verfolgte ihn mit den Augen, er zeigte zwei verschlungene Hände, die mit einer kleinen Reihe Diamanten umgeben waren; sie griff mit convulsivischem Zuden darnach; der Graf gab ihr in die Hand, sie betrachtete denselben von innen und mit den Worten: „Herr, erbarme Dich!“ sank sie in eine tiefe Ohnmacht. — Nachdem der Graf jede mögliche Hilfe geleistet und die Mutter noch einmal zum Bewußtsein erwachen sah, betrachtete auch er die in den Ring gravirten Buchstaben und erkannte das Familienwappen seiner Mutter. Immer unklarer ward ihm das Ganze, bis die Gräfin in die Worte ausbrach: „Wo hast Du den Ring her?“ — „Es ist Eugeniens Ring,“ antwortete der Graf. — „Hermann, ich habe die Tochter meiner eigenen Schwester gemordet; fluche mir, wie der Himmel nur flucht. — Eugenie ist lebendig begraben; ich that es, um unsern Namen nicht zu beflecken, und sie ist die Tochter meiner eigenen Schwester. Nie habe ich Dir von derselben erzählt, weil sie aus unserer Familie ausgestoßen wurde durch den Fluch des Vaters, dessen Namen sie durch eine heimliche Heirath mit einem einfachen Jäger befestete. — Nie habe ich wieder von ihr gehört! — Dies ist ihr voller Name, die Wappentrone unlers Vaters, und mir unbewußt hat ihre Tochter in unserer Nähe gewohnt. Eugenie ähnelt ihr nicht, wahrscheinlich dem Vater, der ein schöner geistreicher Mann gewesen, darum habe ich sie nie erkannt. — Sie ist todt, sie ist todt, ich habe sie gemordet, drohen steht sie und verwehrt mir den Eingang ins ewige Leben mit dem feurigen Schwert; es ist der Fluch des Vaters, der rückwirkend von der Tochter mich trifft, die schon derzeit den Vater zu diesem Fluch bewog!“ — Voller Entsetzen hörte der Graf diese schauerliche Beichte an; und fast erlaskete sein Herz in der Todesstunde der Mutter gegen diese Urheberin seines Lebens. — Doch bald siegte sein besseres Gefühl und das Bewußtsein, daß er nicht zu richten habe, und sanft ernst sprach er: „Mutter, stich ruhig, Eugenie ist gerettet und vergiebt Dir! — Ein irdisch stolzes Weib hast Du begraben; ein Engel an himmlischer Liebe und Milde ist sie auferstanden; sie zürnt Dir nicht, sie hat mich dringend gebeten, Dir den ewigen Frieden durch ihren letzten Liebesgruß zu bringen!“ — „Sohn,“ rief noch einmal die leidenschaftliche Frau wild auf, „sprich die Wahrheit, Sterbende lassen sich nicht mehr täuschen, Du willst nur Deiner Mutter ein gaukelndes Blendwerk vormachen, daß sie die Teufelsgehaltn dort oben mit ihrem Nachschwert nicht sehe, es ist umsonst, für mich ist nur Verdammniß. Ja, ich dachte im Leben nie an ein Leben, wo die irdische Macht und Hoheit ein Ende haben werde, wo die Wesen, die ich verachtete, meine Ankläger vor Gottes Thron werden würden, und dieser Ring ist das Siegel meiner Verdammniß. — Hole mir sie her, daß ich sie sehe, dann will ich Dir glauben, sonst nicht.“ — Und Hermann that, wie die Mutter verlangte. — Eugeniens Erscheinen im Schlosse konnte jetzt nicht mehr vor der Welt der Gräfin Verbrechen aufdecken; sie war da, Niemand ahnte wo sie gewesen, im Gegentheil diente ihre Anwesenheit, die bösen Gerüchte, die auf Kosten der Gräfin gegangen waren, zu widerlegen. — Als sie zu der Gräfin hintrat, umgeben mit der Glorie himmlischer Milde, als sie an ihr Bett trat und mit herzlichsten sanften Worten sie bat, sich zu beruhigen und ihr nun alles Ausgestandene als eine Schidung, eine Prüfung von Gott darstellte, der sie zu ihrem eigenen Heil von dem falschen Wege Latte ebringen wollen, auf dem sie gewandelt, da brach das Herz der alten stolzen Sinderin vor der erbarmenten Liebe Gottes, der ihr im letzten Augenblick noch einen Engel des Friedens sendete, und unter strömenden Thränen, den ersten die sie weinte, seit sie ihren erlauchten Vater zu Grabe geleitet, bat sie Sohn und Michte um Vergebung ihres Verbrechens. — Die wenigen Stunden, die der Herr ihr noch schenkte, brachte sie, lautend auf Eugeniens Trostgründe und ihr demüthig gläubiges Gebet zu, und entschied endlich in ihren Armen, nachdem die letzten Tage ihres Lebens ihr erst einen Frieden hatten kennen geleert, von dem sie in ihrem ganzen von Gorgeiz und Leidenhaft erfüllten Leben keine Ahnung gehabt, Frieden im Herrn!

Hermann verlieh mit seinem geliebten Weibe das Schloß, dessen schreckensvolle Erinnerungen Beider Blick zu trüben drohten; vorher aber besuchte er noch mit ihr den Ort, wo sie so verweilt, wo sie so still selig gewesen, und wo die Engel des Herrn ihr gedient hatten, als die Menschen sie verlassen! — Dann aber ließ er den Eingang zuwerfen, damit ein zweites derartiges Verbrechen nie mehr könne ausgeführt werden.

Eugenie aber, die Königin des Waldes, die kühne Jägerin, die heroische Judith — war aus einer stolzen Amazone ein demüthig himmlisch schönes Weib geworden, geziert mit aller Anmuth und Grazie echter Weiblichkeit; nur erhaben über ihre Mitschwester durch die Hoheit und Reinheit ihrer Gedanken, die nie die Gemeinheiten der Welt begriff. — Wie sie an Schönheit und Geist vor allen Anderen hervorragte, so fand sie doch nie mehr, wie wohl vordem, Neid und Anfeindung bei den Menschen, denn die heilige Demuth und Gottergebenheit, die aus ihrem Blick leuchtete, söhnte Jeden mit ihren hervorragenden Eigenschaften aus. — Ihre Gemahl die liebevollste, hingebendste Gattin, ihrer Stieftochter Agnes die treueste Mutter, blickte nie eine Spur der frühern Herrschsucht ihres Charakters durch, im Gegentheil war sie die aufopferndste selbstverleugnendste Dienerin des Herrn, und der Segen des Herrn, der ihr Leiden als Buße für die Sünden ihres Hauses schien angenommen zu haben, der sie aus der Tiefe der Erde errettet und aus segnende Himmelslicht gebracht, wie der Psalmist ihr verheißt, der hatte sie erwählt Frieden zu bringen über Viele, und manche, manche Seele zu der Seligkeit zu führen, die der Herr ihr bereitet! — Nie hörte sie auf, dem Herrn für diese Prüfungszeit, sowie für ihre wunderbare Errettung zu danken, und ihr Glaube war und blieb ein solcher, der Felsen verfest. — Sie war die höchste Zierde und der Stolz ihrer Familie, und ihr Vorbild lehrte alle Töchter ihres Hauses, fromm und demüthig zu sein, wie die schöne Königin des Waldes.

[4308]

Wer ist groß?

Nicht nur die sind groß, welche die Geißel des Krieges über Länder und Völker geschwungen, welche Throne erschütterten und Reiche gründeten. Groß sind nicht nur die, welche über fernem, pfadlosen Meeren, unter fremdem Himmel neue Welten entdeckten; nicht nur die, welche die Wunder der Wissenschaft zum Gemeingut der Menschheit machten; auch unter den geringsten Bewohnern dieser Erde giebt es Wesen, welche vor den Augen des unsichtbaren, ewigen Richters groß, ja größer dastehen, als jene leuchtenden Helden der Menschheit.

Gehörst nicht auch du unter jene stillen, nur von Gott gewürdigten Größen, du kleine, bleiche, schwache Anna? Kein Dichter hat die Geschichte deines täglichen Märtyrertums in hochklingenden Versen besungen, doch deine Mühen, deine Entbehrungen, deine klaglose Sanftmuth stehen mit goldener Schrift, von Engelhand aufgezeichnet, im Buch der Ewigkeit.

Das Leben der kleinen Anna ist nur eine Alltagsgeschichte, eine Reihenfolge einförmiger Bilder ohne das Licht der Poesie, ohne romantische Ereignisse.

In ihrem fünfzehnten Jahre war Anna das älteste von fünf mitterlosen Kindern, die Vorsteherin eines Haushaltes. — Ach, Haushalt ist wohl ein übertreibendes Wort für das einfache Zimmer, welches die fünf Kinder und deren Vater beherbergte. Selbst noch ein Kind, erfüllte Anna Hausfrauen- und Mutterpflichten. Selbst leidend, pflegte sie ihre fränkischen Geschwister mit unermüdeter Geduld. Selbst unterlehrt, lehrte sie die armen Kleinen, welche sonst ohne alle Belehrung aufgewachsen wären. Schwach an Kräften, verrichtete sie die Arbeit der Starken. Mit schmerzenden Augen, schwerem Haupt und übermüdeten Gliedern arbeitete sie Tag für Tag, allein, ohne Unterhülzung. Sie kochte, sie schneuerte, sie wusch, sie nähte; sie that Alles, was zu thun war, und that Alles gut.

Doch ihr schwacher Körper beugte sich unter dieser allzufrühen Bürde, ihre fleißigen kleinen Hände zitterten fieberhaft von unaufhörlichen Anstrengungen, auf ihrem magern Gesichtshand stand der Mangel in leuchtlichen Zügen geschrieben, doch darunter auch der milde Zug der Geduld.

Daß sie hübsch war — sie wußte es nicht. Daß sie verständig war — sie fühlte es nur an der täglichen Nothwendigkeit, für so Viele verständig sein zu müssen; daß die Freuden und Bequemlichkeiten, die Andere genossen, ihr verlag sein, hatte sie kaum Zeit zu beobachten. Sie fragte nicht, warum Arbeit, Mühe, Armuth und Lumpen ihr zugefallen, während andere Mädchen, mit dem Ritterstand der Welt ausgeschmückt, sorglos an ihr vorüberliefen. Sie wußte nur, daß es einmal so sei, daß ihre Mutter gesagt, es sei gut so, und daß sie sich vorgenommen, in die geheiligten Fußstapfen ihrer Mutter zu treten.

Sie hatte andere Kinder heimzuführen sehen von fröhlichen Spaziergängen, mit großen Sträußen wider Blumen in den Händen, Körbe und Schürzen mit hellem, grünem Moos und anderen Waldschätzen gefüllt. Sie hatte sie reden hören von ihren heiteren Spielen unter den großen alten Bäumen, von Gichelnäpfchen und Tannenzapfen, von Kastanien und von Wallnüssen, vom Gesang der Vögel, sie hatte sie erzählen hören, welche Lust es sei, barfuß durch den klaren Bach zu waten. Mit sehnsüchtigem, bewunderndem Blick hatte sie dann die schönen Blumen betrachtet, tief seufzend, als schmeckte sie nach deren Duft, und wolle gar zu gern ihre heißen Hände auf das kühle grüne Moos legen; sie dachte, ob auch sie wohl einmal im grünen Walde würde umherschweifen und den Gesang der Vögel hören können, und ein Schauer der Freude durchbebt sie bei der Vorstellung, ihre müden Füße in dem klaren kalten Wasser des Baches zu erfrischen. — Doch solche Gedanken waren nur vorübergehend, und arteten nie in Hoffnung oder gar in ungesümmes Verlangen aus.

Es würde nicht unnatürlich sein, wenn Anna das Leben als die unerträglichste, schwerste Bürde erschienen wäre, und dennoch drang ein sanftes, mildes Licht, dem Mondglanz ähnlich, aus den frommen braunen Augen, welches sagte, dem sei nicht so. We. n ihr auch neben ihr hätte nie-

berlassen, mit ihr reden können, so oft sie emsig nährend das saß, in ihrer sinnigen Weise laut denkend, so hätte ihr fühlen müssen, daß dem nicht so sei. So unmöglich es schien, daß dieses halbverhungerte, überarbeitete, arme Kind die Regung der Freude, das Dasein des Glückes kenne, so ist doch gewiß, daß freudige Empfindungen ihrem Herzen nicht ganz fremd waren.

Ein an sich höchst unbedeutendes Ereigniß öffnete ihr eine Quelle der Freude in ihrem elenden Hans. Einst saß sie in der Dämmerung am Fenster, das Haar ihrer kleinen Schwester glänzend, als ein offener Wagen langsam vorüberfuhr. Ein schönes, junges Mädchen saß darin, dessen Seraphantlich buchstäblich von goldenen Flechten umrahmt war. Ihre Kleidung war weiß, doch nicht weißer und farbloser als ihr Gesicht. Ihre Stellung verrieth die höchste Schwäche. In der einen, zur Seite des Wagens matt hinauslehrenden Hand hielt sie ein Zweigchen seltenen Geraniums. Ihre Augen, strahlend in dem Glanze, welcher verräth, daß er nicht lange auf irdischen Dingen zu weilen bestimmt ist, ruhten einen Augenblick auf Anna! Ob nun eine unvermuthete Bewegung des Wagens oder Absicht die Dame veranlaßte, angezogen durch Anna's sehnsüchtigen Blick, kurz, die Kleine sah, wie der Zweig zur Erde fiel, stürzte hinaus auf die Straße, hob ihn auf und schaute mit dankbarem Blick dem schönen, bleichen Mädchen nach, das, wie von magnetischer Gewalt gezogen, abermals ihre sanften Augen auf Anna richtete. Die geisterhafte Blässe des Gesichts, das weiße Gewand, das mittheilvolle Lächeln auf den bleichen Lippen gab Anna die Empfindung, als habe ein Engel ihren Weg gestreift, sie begrüßt mit einem Zeichen der Liebe, und sei dann verschwunden.

Sorgsam pflanzte nun Anna den Geraniumzweig in einen zerbrochenen Kaps, begoß und pflegte das Pflänzchen, trug es in die Sonne, und bald wuchs es kräftig, bildete Seitenzweige mit schön gezackten Blättern, ja, nach und nach brachte es sogar herrliche rosenrothe Blütenbüschel, schattirt in lebhafteren Farben der Morgenröthe, und Anna's Entzücken war groß.

Obst hielt sie inne in ihrer Arbeit, um ihr bleiches Gesicht in die Blätter zu drücken. Da schien es ihr zuweilen, als wandele sie im grünen Walde, von dem die Kinder erzählten, als höre sie den Gesang der Vögel und ruhe auf weichem Moossteppich. Der kleine Geraniumbusch war für sie Wald und Garten, Quellengemurmel und Vogelgesang, er war für sie eine große, reiche Freude.

Auch im Verkehr mit den wilden, armen, mütterlosen Kindern, ihren Geschwister, fand Anna Erleichterung, und ihre Liebeskosen thaten ihr wohl. Joseph, der Jüngste, war immer krank, aber er war ein ruhiger kleiner Patient, den sie um so mehr liebte, je mehr er ihrer Sorge und Pflege bedurfte. Die Anderen waren unruhig, lärmten und schrieen oft ganz entsetzlich, aber Anna freute sich der Gesundheit und Munterkeit der kleinen Wildfänge. Sie mochte nähen oder am Waschtag stehen, immer spielte sie im Herzen mit, wenn die Geschwister tobend um sie her spielten. Wenn sie ihnen das Wenige lehrte, was sie selbst wußte, so fühlte sie im Stillen ihre eigenen Kenntnisse wachsen, als empfangen sie selbst Belehrung von unsichtbaren Meistern. Wenn die Geschwister im süßen Schlaf der Kindheit lagen, so gewährte es ihr Ruhe, sie ruhen zu sehen. Dann liebte Anna auch den schwachen, leichtsinnigen Mann, den sie „Vater“ nannte. Ihre Seele war stets beschäftigt mit Plänen, wie sie ihn der Versuchung entziehen könne, in die er verfallen, um Vergessenheit seiner Sorgen zu finden. Manchmal Tag gelang es ihr, und an solchen Tagen war das trübe kleine Zimmer in ihren Augen vom Strahl der Hoffnung so herrlich erleuchtet, wie der Saal eines festlich geschmückten Palaßes. Solche Tage waren die glücklichsten für Anna.

Als endlich Wilhelmine, Annens jüngere Schwester, alt und stark genug war, deren Stelle zu erregen, stürzte eine Stimme, unhörbar für Andere, dem müden Mädchen zu, daß nun die Zeit komme, da sie ihre Bürde niederlegen, ihre Arbeit hienieden beschließen, und sie vertauschen könne gegen eine frohere Arbeit droben. Ihre Hände sanken matt herab, das schmale Gesicht ward aschbleich, und das sanfte Feuer der Augen begann zu verglimmen.

Als sie auf dem harten Lager lag, von welchem sie nicht mehr erstehen sollte, deutete sie mit der Hand auf ihren Schatz, den schönen Geraniumbusch, der gerade in voller Blüthe stand. Die Schwester stellte ihn dicht neben die Kranke und sie lächelte, als ihre Blicke darauf ruhten, denn eine Reihe glänzender Bilder, dieser Erde nicht mehr angehörend, zogen vor ihrem innern Auge vorüber. Ueber die rofigen Blüten geneigt, sah sie das Antlitz des schönen Mädchens, welches einst gesendet schien, ihr die einzige Blume zu streuen, welche sie auf ihrem Lebensweg gefunden; gewiß war es ein Engel, denn namenlos und spurlos war es verschwunden.

Sanft schlummerte Anna hinüber, vielleicht um das schöne Engeltlich wieder zu erblicken. Sie hatte ihren Beruf erfüllt und ihre Arbeit vollendet. Sie hatte keine Bücher geschrieben, welche ihren Namen auf die Nachwelt bringen könnten, hatte nicht Großes im Reich der Künste geleistet, hatte keine wichtigen Entdeckungen gemacht, hatte keinen Ruhm geerntet. Doch sie hat ein Beispiel gegeben, welches für den sinnigen Beschauer so nützlich und erhebend ist, als ein literarisches Meisterwerk, als eine Kunstschöpfung, als die Wunder der Wissenschaft oder ruhmvolle Thaten.

Die arme Anna hat in ihrer engen Spähre mit Aufopferung ihrer selbst Andere besser und glücklicher gemacht. — War nicht das schwache unbekanntes Kind eine Größe vor Gott?

[424]

E.

Tactlose Leute.

Allgemein angenommen ist die Behauptung, daß es im täglichen Verkehr keine angenehmeren Gefährten giebt, als die Menschen, die uns, so zu sagen, in gutem Vernehmen mit uns selbst erhalten, uns zufrieden machen mit uns selbst. — Tactlose Leute aber haben ein wunderbares Talent, das gerade Gegentheil auf ihre Umgebungen zu wirken. We wohlklingend auch das Instrument sein möge, das sie berühren, ihren rauhen Fingern wird es dennoch stets gelfen, seinen Saiten Mislaute zu entlocken. Der verwundeten

Das Mädchen, das klüger war, als der Kaiser.

Empfindlichkeit scheint ihre Plumpheit Beleidigung — Verwirrung kehrt ein in das Haus, das sie betreten, Unfriede folgt ihren Schritten.

Man erzählt eine Anekdote von einem Officier, der den Arm in der Schlacht verloren, und die Gutmüthigkeit und Erziehung aller ihm vorgestellten Personen einzig danach beurtheilte, ob sie, oder ob sie nicht nach seinem leeren Rockärmel sahen. Er fühlte, daß die, welche seinen Verlust nicht zu bemerken schienen, voll zarter Rücksicht waren, während in denen, welche unausgesetzt auf die frühere Hülle des fehlenden Gliedes blickten, rohe, ungebildete Gemüther erkannte, welchen der Sinn für die feineren Empfindungen abgehe. Zu dieser letztern Gattung von Wesen gehören die „tactlosen Leute“. Sie besitzen eine ganz besondere Gabe, Unvollkommenheiten ans Licht zu ziehen, welche die höflichen Leute ignoriren, ihre Blicke sind stets auf Entdeckungsreize gerichteten Beobachtung, denn sich beobachtet fühlen, ist nur da wohlthuend, wo wir Sympathie voraussetzen dürfen, wo nicht, ist es quälend. Dennoch können wir dieser Qual nie zu entrinnen hoffen, so oft ein Mitglied der leider großen Familie der „Tactlosen“ gegenwärtig ist. Die Luchsaugen eines tactlosen Weibes entdecken gewiß den ersten unwillkommenen Silberfaden, der sich durch schwarze Locken windet, und der Mund wird nicht verfehlen, das Dasein des ungeahnten Eindringlings zu verkünden. Diese Verkündigung geschieht keineswegs in boshafter Absicht — nein, eure tactlose Freundin weiß sicher nicht, daß ihre Worte einem Wesen wehe thun, welches sich mit der Nothwendigkeit, alt zu werden, noch nicht vertraut gemacht. Eure tactlose Freundin ist physisch unvermögend, Persönlichkeiten zu schonen. Wenn ein Paar frischer geöffneter Lippen ungewöhnlich weiche regelmäßige Perlenzähne enthüllen, fühlt sie sich unwillkürlich gezwungen auf „falsche Zähne“ anzuspielen. Unfehlbar wird sie über die eckigen Manieren und den Mangel an Grazie der magern Leute reden, wenn solche zugegen sind, die mit allen erdenklichen Mitteln ihrem Körper vergebens die ersuchte Rundung zu geben suchen, und ihren Absicht vor unziemlicher Corpulenz wird sie sicher in Gegenwart Solcher äußern, welche alle erdenklichen Toilettenkünste anwenden, ihre unsymmetrischen Proportionen zu verbergen. Tactlose Leute sind besonders eifrig, die Kleidung zu kritisiren. Wehe der Armen, welche, durch Dürftigkeit genöthigt, vielleicht ein geschmackloses oder ausgebeffertes oder schabhaftes Kleidungsstück an sich trägt, in der trüglichen Hoffnung, daß der Mangel an sich bemerkbar bleiben werde. Sie irt sich, denn ein Paar tactloser Augen sind gewiß wie gebannt auf die mangelhafte Stelle.

Der Himmel bewahre euch vor den Händen der tactlosen Leute. Es sind Magnete, welche die Fehler anziehen und hervorzuziehen. Wenn eine Blumenvase an die Wand gestellt, um einen Sprung zu verbergen, wenn ein Kissen so gelegt, daß es einen Riß im Sopha verhüllt, wenn eine Fenstergardine so arrangirt, daß sie eine gesprungene Scheibe deckt, wenn eine Fußbank so gestellt ist, daß sie einen Dellecken im Teppich verbirgt, so ziehen tactlose Hände gewiß instinctartig die freundlich bergenden Hüllen weg, und legen die Schäden vor Aller Augen bloß.

Wer unedlen Schmuck, plattirtes Silber, imitirte Spitzen, gefärbte Kleider und Bänder, gewaschene Handschuhe und andere ökonomische Modificationen des Luxus um und an sich hat, darf nicht im Entferntesten hoffen, vor den Augen eines tactlosen Weibes Gnade zu finden; und wenn wirklich ihre Lippen schweigen, so verkündet ihr vielsagender bedeutender Blick, daß sie sich durch solche Vorspiegelungen nicht blenden läßt.

Giebt es vielleicht einen Gegenstand, von dem reden zu hören irgend Jemanden in der Gesellschaft schmerzlich ist, so darf man gewiß sein, daß ohne die geringste böse Absicht die tactlosen Leute darauf anspielen. Stets sprechen sie von Armuth in Gegenwart derer, welche vergebens streben, den Schein des Wohlstandes aufrecht zu erhalten. Vor sorglosen bedrückten Eltern sprechen sie von ungerathenen Söhnen und unanbathbaren Töchtern, spotten über gewissenlose Gemannner in Gegenwart unglücklicher Frauen und beklagen das Glend der Ehe vor Solchen, die schlecht verheirathet sind. Eine verlassene Braut unterhalten sie mit der Erzählung der Hochzeitfeierlichkeiten einer jungen Freundin, und einer Mutter, welche verzweifelt ihr krankes Kind in den Armen hält, erzählen sie zum Trost Beispiele von Todesfällen, die sie aus solchen Krankheiten haben folgen sehen. Sie sind gewiß außerordentlich erstaunt, wenn irgend eine Aeußerung Anderer ihnen bemerkbar macht, daß sie durch ihre Reden Verleibnis verursachen. Sie versichern, daß sie nicht im Geringssten die Absicht gehabt, und sie reden wahr, sie hatten nicht die Absicht. Es ist nur der Mangel des sechsten Sinnes: „Tact“ genannt, welcher sie zu so unheilvollen, unangenehmen, verurtheilenden Gesellschaftern macht.

Seltzam genug sind die tactlosen Leute selbst sehr empfindlich. Niemand fühlt sich mehr verwundet als sie, wenn ihre plumpen Reden erwiedert und die Pfeile ihnen zurückgeschickt werden, die in ihren eigenen spitzen Worten verborgen lagen.

Es ist keine Ueberschätzung, wenn wir den Tact, eines der unentbehrlichsten Erfordernisse eines lebenswerthen Charakters, in die Reihe der Tugenden stellen, denn er entspringt aus der lebenswerthen Rücksicht, welche sich bemüht, Anderen Schmerz zu ersparen.

Wie manche Frau, mit schönen Talenten und hohen Tugenden ausgestattet, geht durch das Leben, wenig geliebt, wenig geschätzt, von Wenigen nur gesucht, weil sie beklagenswerth arm ist an Tact, dieser verschwendenden, ausgleichenden Eigenschaft der Menschenseele; weil sie stets die, mit denen sie umgeht, unzufrieden macht mit sich selbst.

Ein Schriftsteller, welcher wohl einsah, daß im geselligen Leben die Kunst, sich bei Anderen beliebt zu machen, vorzüglich darauf beruhe, Andere mit sich selbst zufriedener zu machen, giebt einem von seiner Geliebten verschmähten Freunde im Scherz den Rath: „Fülle Deine Geliebte bis zum Rand mit Liebe zu sich selber, und was dann überläuft, ist für Dich.“

Dieser Rath, in welchem der Humor nur als heiterer durchsichtiger Schleier einer ernstlichen Lebensweisheit erscheint, ist beherzigenswerth für mancherlei Verhältnisse, und hoffentlich nicht der Mißdeutung ausgesetzt, als läge darin Aufforderung zu Schmeichelei und Kriecherei.

Es war einmal ein armer Mann, der wohnte in einer Hütte und lebte von Almosen. Er hatte eine einzige Tochter, die vom Himmel mit ungewöhnlicher Klugheit begabt war, und nach und nach ihren Vater so klug sprechen lehrte, daß eines Tages, als der arme Mann zum Kaiser kam und ihn um Almosen bat, dieser ganz erstaunt war über die Weisheit seiner Rede und ihn fragte, woher er sie habe. „Von meiner Tochter, edler Kaiser,“ antwortete der arme Mann, und der Kaiser, der selber sehr klug war und stolz auf seine Klugheit, entschloß sich, des armen Mannes Tochter zu prüfen. Also gab er dem armen Mann 30 Eier und sprach: „Gieb diese Eier Deiner Tochter und sage ihr, daß sie mir 30 Küchlein daraus soll ausbrüten lassen. Wenn sie mir nicht gehorcht, so soll es ihr schlimm ergehen.“

Der arme Mann brach in Thränen aus, denn er sah, daß die Eier gekocht waren. Als er aber zu Hause ankam, und seiner Tochter erzählte, was vorgefallen, sagte sie ihm ganz vergnügt, er möge nur getroßt zu Bett gehen, es sei gar keine Gefahr verbunden. Sie nahm einen Topf mit Wasser, that eine Hand voll Bohnen hinein und stellte den Topf an das Feuer. Am Morgen, als ihr Vater aufgestanden war, gab sie ihm die gekochten Bohnen, hieß ihn eine Furche graben auf dem Felde, bei dem der Kaiser auf der Jagd vorbeikam, und sagte zu ihm: „Wenn der Kaiser vorbeikommt, so nimm die Bohnen und säe sie in die Furche und rufe laut: Gott, sei gnädig, und gieb, daß meine gekochten Bohnen rasch aufgehen. Und wenn der Kaiser fragt, wie es denn möglich sei, daß gekochte Bohnen wachsen können, so sage nur, daß es eben so leicht sei, als ein Küchlein aus einem gekochten Ei auszubrüten.“

Der arme Mann that, wie seine Tochter ihm geheißen. Er nahm den Spaten, grub eine Furche auf ein Feld an der Landstraße, und als der Kaiser kam, säete er die Bohnen in die Furche und rief laut: „Gott, sei gnädig und gieb, daß meine gekochten Bohnen bald aufgehen.“

Als der Kaiser diese Worte hörte, blieb er stehen und fragte, wie es denn möglich sei, daß gekochte Bohnen aufgehen könnten, worauf der arme Mann antwortete:

„Gnädiger Kaiser, das ist so leicht möglich, wie ein Küchlein aus einem gekochten Ei auszubrüten werden kann.“

Der Kaiser errieth, wer diese Kriegskunst erdormen, und um des Mädchens Klugheit noch mehr zu prüfen, gab er dem armen Mann ein kleines Päckchen Hanf und sagte:

„Gieb das Deiner Tochter und sage ihr, sie solle mir davon so viel Segel und Taus machen, als zu einem Schiffe nöthig sind, und wenn sie meinen Befehl nicht erfüllt, soll sie mit ihrem Kopfe dafür büßen.“

Der arme Mann war sehr bekümmert über diese Worte und kehrte mit dem Päckchen Hanf in seine Hütte zurück, unterwegs bitterlich weinend. Als er aber der Tochter erzählt hatte, was sich zugetragen, tröstete sie ihn abermals und sagte, er möge nur unbeforgt sein und ruhig zu Bett gehen; es sei gar keine Gefahr vorhanden. Am andern Morgen, als der arme Mann aufgestanden war, gab sie ihm ein kleines Stückchen Holz und sagte:

„Gieb das dem Kaiser und sage ihm, wenn er mir daraus ein Spinnrad, einen Webstuhl und ein Weberknecht schneiden will, so werde ich thun, was er befohlen hat.“

Der arme Mann that abermals, wie seine Tochter ihm geheißen, und als er seine Botschaft ausgerichtet, war der Kaiser noch mehr erstaunt über ihre Klugheit. Sie auzs Neue auf die Probe zu stellen, nahm der Kaiser ein Trinkglas und sprach zu dem armen Manne:

„Gieb das Deiner Tochter, und sage ihr, sie solle damit das Meer aussehöpfen und sein Bett so trocken machen, daß man Korn darein säen könne. Thut sie nicht, was ich befehl, so soll ihr Kopf und dein Kopf dafür büßen.“

Diesmal war der arme Mann noch tiefer betrübt, als die beiden ersten Male. Doch als er nach Hause kam und seiner Tochter erzählte, was der Kaiser befohlen, so tröstete das Mädchen ihn zum dritten Male und sagte, er möge nur ruhig zu Bett gehen, es sei keine Gefahr, und als er am andern Morgen aufstand, gab sie ihm ein Pfund Berg und sprach zu ihm: „Gieb das dem Kaiser und sage, er möge nur damit die Quellen und Mündungen aller Flüsse auf der Welt verstopfen, so werde ich thun, was er befohlen hat.“

Abermals that der arme Mann, wie seine Tochter ihm geheißen, und als er seine Botschaft dem Kaiser ausgerichtet, gestand dieser, daß das Mädchen klüger sei, als er selbst, und befehl, daß es vor ihn gebracht werde. Als sie nun vor ihm stand und ihn begrüßt hatte, sprach er zu ihr:

„Meine Tochter, sage mir, was auf der Welt am weitesten gehört wird.“ Und sie antwortete: „Gnädiger Kaiser, der Donner und eine Lüge.“

Die Antwort erfreute den Kaiser sehr und er fragte das Mädchen, ob sie sein Weib werden wollte.

Das Mädchen warf sich vor ihm auf die Knie und antwortete:

„Gnädigster Kaiser, Du hast zu befehlen und ich zu gehorchen. Doch laß mich eine Bitte thun, nämlich die: Gieb mir ein Schreiben, geschrieben von Deiner eigenen Hand, darin gesagt ist, daß, wenn es Dir einstmals einfallen sollte, mich fortzuschicken, ich mir aus Deinem Schlosse mitnehmen kann, was mir am liebsten ist.“

Der Kaiser gab ihr das verlangte Handschreiben, und sie saß fortan auf dem Throne neben ihm.

Viele Sommer lang ward die Kaiserin von ihrem Gemahl geliebt, aber es kam die Zeit, da es aufhörte, an ihr Wohlgefallen zu finden. Er sagte also eines Tages zu ihr: „Ich mag Dich nicht länger zum Weibe haben; verlaß das Schloß und gehe, wohin Du willst.“

Sie antwortete: „Erhabener Kaiser, ich werde Dir gehorchen, gestatte mir nur, bis morgen zu bleiben.“ Der Kaiser bewilligte ihre Bitte, und am Abend goß sie heimlich den Saft eines Krautes in einen Becher mit Wein, reichte ihm denselben wie gewöhnlich und sprach: „Trinke, großmächtigster Kaiser und sei glücklich. Morgen gehe ich fort von hier, und doch werde ich morgen glücklicher sein, als an meinem Hochzeitstage.“ Der Kaiser trank, seine Augenlider wurden schwer, und bald schlief er ein. Und da er schlief, hob die Kaiserin ihn in den

Wagen, der bereit stand, und fuhr mit ihm zu einer Grotte, die sie schon längst für einen solchen Fall hatte einrichten lassen. Als der Kaiser erwachte, fragte er zornig, wie er hierher gekommen. — „Ich habe Dich mitgebracht,“ antwortete die Kaiserin. Und weiter fragte er zornig: „Warum hast Du das gethan, was mir von Rechts wegen zusteht, und Dich mitgenommen, großmächtigster Kaiser.“

Als der Kaiser diese Worte hörte, schwur er, sich nimmermehr von einem so treuen und so klugen Weibe zu trennen. Er umarmte sie, kehrte mit ihr zurück in sein Schloß, und Beide saßen wiederum nebeneinander auf dem Thron viele Sommer lang, und als ihr letzter Sommer kam, mächte der Tod Beide zusammen ab, gleich einer doppelten Kornähre.

Weiberfreundschaft.

Leicht glaubt die Welt an die Möglichkeit der Freundschaft zwischen Männern, ja man geht sogar so weit, nicht zu bezweifeln, daß unsere gefühlarme Zeit noch Drest's und Pilades's, noch Carlos's und Posa's beherberge, so nahe auch die Ueberzeugung liegt, daß das Gemüth des rasch vorüber brausenden Lebens, die frühen Anstrengungen für die Existenz, die Masse des zu bewältigenden Wissens- und Arbeitsstoffes, das Gefühl der Freundschaft bei den Männern zu keiner Vertiefung mehr kommen läßt. Das Leben ist so anstrengend, so zerstreut, Jeder hat so vollauf mit sich zu thun, daß die Freundschaft aufgehört hat, der Männerseele Bedürfnis zu sein, und man den Namen nur noch beibehält aus alter Gewohnheit, ihn übertragend auf Schulkameradschaften, Geschäftsverbindungen u. s. w., was heut zu Tage die Stelle der Freundschaft vertritt.

Dennoch glaubt die Welt an Männerfreundschaft. — Die treue Ergebenheit eines weiblichen Wesens zu einem Wesen des eigenen Geschlechts wird dagegen fast allgemein bezweifelt. Man glaubt nicht an die Aufrichtigkeit eines Händedrucks, eines Kusses zwischen Weib und Weib, und verschließt das Auge vor den unzähligen Beispielen zärtlicher, aufopfernder, ausdauernder Schwesterliebe, die des Namens der Freundschaft mehr als würdig wären.

Selbst geistreiche Schriftsteller, welche mit Ernst sich die Aufgabe stellten, das Räthsel der weiblichen Natur zu lösen, schütteln bedenklich das Haupt, wenn sie auf das Thema: „Weiberfreundschaft“ gerathen, und führen eine solche Schaar von „Wenns“ und „Abers“ herauf, daß sich leicht errathen läßt, sie stehen auf der Seite der Ungläubigen, in Bezug auf Weiberfreundschaft.

Nicht alle großen Denker leugnen indeß, daß wahre Liebe zwischen Frauen bestehen könne. Shakespeare, dessen Eherblick tiefer, als das Auge anderer Sterblicher in die Menschenseele drang, hat in mehreren seiner unsterblichen Dramen schöne, ergreifende Bilder von Zuneigung weiblicher Wesen zueinander gezeichnet — und wer könnte den großen Briten einer Verhöhnung gegen die Wahrheit der Natur zeihen?

Wie auch die hergebrachte Meinung darüber lauten möge, so ist es nichts desto weniger vollkommen möglich, daß zwischen Frauen eine durchaus unselfischliche, aufopfernde Liebe bestehen könne, ja es ist sogar unleugbar, daß es weibliche Herzen giebt, welchen eine zärtliche Freundschaft für Wesen ihres Geschlechts zum Glück nothwendig ist. Namentlich sind dies jene Naturen, welche das unabwiesliche Bedürfnis haben, sich einem Wesen zu vertrauen, welches, durch die eigenen Empfindungen und Schwächen dazu befähigt, die Empfindungen und Schwächen des weiblichen Herzens versteht, und dieselben nicht mit dem strengen Blick des Mannes, sondern von dem Gesichtspunkt des Weibes aus betrachtet und beurtheilt.

Eine Frau kann die untadelhafteste Gattin des besten Mannes sein, und dennoch eine Leere, eine unausgefüllte Stelle im Herzen fühlen, wenn sie nicht eine Freundin besitzt, in deren Ohr sie ihre Freuden und Sorgen ergießen, die sie um Rath und Urtheil fragen, an deren theilnehmendem Verständniß sie sich erquicken kann.

Es giebt so mannigfache häusliche, triviale Schwierigkeiten, kleine Unannehmlichkeiten, ärgerliche Verlegenheiten, durch deren Mittheilung keine tactvolle Frau ihren Mann führen und aufrezen darf. Ist er ein Mann von Geist, so legt er diesen kleinen Uebelständen keine Wichtigkeit bei, versteht nicht einmal diese kleinen Qualereien des täglichen Lebens, und die Frau sieht sich auf sich selbst zurückgewiesen, gekränkt und entmuthigt durch die vergebliche Mühe, Theilnahme oder Hilfe zu finden. Ist er ein Mann von beschränktem Geist, so wird er sich noch mehr ärgern, als die Frau, und ihre Kränkungen noch vermehren, ohne auch nur einen Faden des Gewebes von Verdrießlichkeiten zu entwirren, mit welchen die Haushaltungsorgen sie umgeben. Einer Freundin aber kann sie alle jene Prüfungen mittheilen, und von ihrem Rath geleitet, den Ausgang finden aus diesem häuslichen Labyrinth.

Die höhere Liebe, die Liebe zu dem Mann, macht die Freundschaft für ein Wesen des eigenen Geschlechts keineswegs unmöglich. Diese Gefühle beruhen auf verschiedenen Fähigkeiten des Herzens, können sehr wohl nebeneinander bestehen, sind vereinigt, Beweise einer reichen, geistigen Organisation, und kräftigen einander gegenseitig, statt an Kraft einzubüßen.

Wer kann leugnen, daß es Frauen giebt, die durch irgend ein geheimnißvolles Band sich als Schwestern, dem Herzen nach, fühlen, wahrer und enger verbunden fühlen, als wären sie Schwestern durch die Bande des Blutes. Und wenn dies wahr ist, muß nicht dann eine solche innere Verwandtschaft, den trennenden Streich des Todes überdauernd, die wahre Schwester in dem großen Jenseits vereinigen? Doch hier auf Erden können wir für das Band, das sie vereinigt, kein anderes Wort finden, als Freundschaft — Weiberfreundschaft!

Briefwechsel

zwischen einer Nähnadel und einer Schmucknadel.

Die Schmucknadel an die Nähnadel.

Meine liebe Freundin, längst vergangene sind die glücklichen Tage, wo wir auf den rothsammetnen Nähkissen unserer Herrin beisammen waren...

Damals benedete ich Dein Loos, wie ich es noch heut beneide; Deine schlanke Taille, Dein goldenes Dehr, Deine feine Spitze, welche den Mousselin durchsicht...

Höre, wie es mir erging. Am Tage, da wir getrennt wurden, hatte, wie Du weißt, meine Herrin mich in ihr Tuch gesteckt, und ich fühlte mich glücklich und zufrieden.

"Mime," rief die Gräfin, "nimm mir das Tuch ab und öffne die Fenster, in dem Saale ist eine Hitze, wie im Treibhaus."

Die Kammerfrau that, wie ihr geheißen, und steckte mich, denke Dir, in ihr Nieder, mir nichts, Dir nichts, als ob ich eine ordinaire Stednadel wäre; und Du weißt doch, daß ich einen goldenen Kopf habe...

Die Nähnadel an die Schmucknadel.

Du begehrst meinen Rath jetzt, da es zu spät ist! Konntest Du überhaupt denn jemals meinen Rath brauchen? Aus Deinen Worten sollte man zwar glauben, Du wünschtest Dich an meine Stelle...

Hätte ich, wie Du, mich in Müßiggang versenken und nur der Bequemlichkeit leben wollen, es wäre mir ein Leichtes gewesen, doch ich dachte, die Ruhe müsse erst nach der Arbeit folgen...

Die Schmucknadel an die Nähnadel.

Meine unermüdete Freundin, vor zwei Monaten erhielt ich Deinen Brief, und muß ich sagen, daß Du ein wenig hart gegen mich gewesen bist...

Neulich warf sie mich im größten Zorn auf die Erde, als ich sie in die Hand gefaßt. Ein alter Wucherer, welcher der Gräfin zu Zeiten Geld leiht und daher ins Haus kam, raffte mich auf und steckte mich in seinen Armel...

Es war ein dunkler Saal von trostlosem Ansehen, in den er trat.

"Herr," sprach der Oberchirurgus zu ihm, "hier ist ein gebrochener Arm zu verbinden."

"Ich stehe zu Befehl," antwortete mein jetziger Besitzer, und legte, den Arm des Patienten ergreifend, lange leinene Binden um das gebrochene Glied.

"Sie müssen den Verband wohl befestigen," sprach der Oberarzt zu dem jungen Mann.

"Soll ich ihn zusammennähen?" fragte dieser.

"Nicht doch; zusammenheften genügt." So nahm mich der junge Arzt denn von seinem Rock, wo ich den Stiel der Camelle gehalten, und drängte mich durch den starken Verband...

So also muß ich enden! Meine Schönheit ist dahin, meine Gestalt verkrüppelt, meine Spitze rostig. Ich taue jetzt zu nichts mehr, als die Falten des Sterbendes um eine Leiche festzubalten!

Die Nähnadel an die Schmucknadel.

Armes Kind, ich habe es Dir immer gesagt, Schönheit ist vergänglich und die Eitelkeit ist eine gar gefährliche Neigung. Du bist jung und schön gewesen, und die Welt

räumte Dir hohen Rang ein. Du hast geglänzt am Busen der Schönheit, und die Poeten haben in ihren betrüghchen Versen Dein Loos benediet. Du glaubtest, die Schönheit wäre ewig, und um glücklich zu sein, bedürfte es nichts Anderes, als Schönheit.

Ich, ich habe gearbeitet; mein gutes Geschick hat mich in die Hände einer Frau geführt, welche meine Brauchbarkeit zu schätzen wußte. Sie ließ mich nicht rosten in den Ritzen des Fußbodens, denn ich half ihr das tägliche Brod verdienen. Auch ich bin zwar gealtert, die Arbeit hat meine Kraft gebrochen; das goldene Dehr, auf das Du einst, wie Du sagst, so neidisch warst, brach ab beim Hindurchziehen der starken Seide.

14771

L. L.

Der Weihnachtsbaum.

Der Novembersturm entlaubte die Bäume und Sträucher des Gartens, die prunkende Schönheit der letzten Dahlien hat längst im frostigen Hauch der ersten Winternacht ihr Haupt geneigt, die ihrer Früchte entkleidete Rebe ist zur Ruhe in den Schooß der Erde gesenkt.

Weihnacht ist das Fest der Kindheit, und wer es schön und beglückend feiern will, muß versuchen, sich in die Kindheit zurück zu versetzen. Zu jeder andern Zeit des Jahres möchte dieser Vorzug uns vielleicht nicht glücken, denn das Leben hängt ja den Fügeln der Seele so oft bleierne Gewichte an, daß sie sich nicht erheben kann zu den Aetherhöhen harmloser Freude...

Was könnten auch wir Liebesees thun, als mit den Müttern und Mädchen, welche diese Blätter lesen, zu dem Weihnachtsbaum treten, den sie ihren kleinen Lieblingen schmücken wollen, und bitten, daß auch uns vergönnt sei, mit zu helfen an dem holden Werk, wenn auch nur mit einigen Rathschlägen.

Um dem Christbaum ein festliches Ansehen zu geben, bedarf es nicht kostbarer Sachen; nein, auch aus dem unscheinbarsten, an sich wertlosen Material können eine Menge hübscher Gegenstände verfertigt werden, die den Wunderbaum aufs herrlichste schmücken. Glasperlen, Draht, buntes Papier, Goldpapier, Goldschaum, kleine bunte Seidenfleckchen, das sind die Zaubermittel, aus denen weiblicher Geschmack und liebende Hände den Glanz zu bereiten wissen, der den Christbaum über alle anderen Bäume der Welt erhebt.

Je bunter der Christbaum, um so schöner ist er; daher möchten wir rathen, ihn mit kleinen bunten Flaggen in möglichst großer Zahl zu versehen. Die Anfertigung dieser Flaggen ist einfach folgende: Man nimmt so viele Streifen farbigem Glanzcatun, als man Flaggen zu haben wünscht, je bunter und verschiedener die Farben, um so besser, schneidet dann aus schwarzem, aus Gold- oder Silberpapier allerlei groteske Figuren, klebt sie auf die bunten Catunstreifen und befestigt diese an kleine hölzerne Stäbchen. Die Größe dieser Flaggen richtet sich natürlich nach der Größe des Weihnachtsbaums; sie schmücken ihn in wunderbarer Weise, und sind, im Verein mit einigen bunten Papierblumen, ganz geeignet, die leeren Räume auszufüllen, welche die zierlichen Spielsachen, Nadelarbeiten, Nähseren, goldene Kränze, Aepfel und dergleichen an den grünen Zweigen noch übrig lassen. Doch auch zierliche Körbchen und Täschchen können auf die leichteste Weise fabricirt werden, namentlich in solchen Familien, wo junge heranwachsende Mädchen, welche zu lächelnden Arbeiten noch Zeit und Lust haben, den Weihnachtsbaum für die kleineren Geschwister schmücken helfen. Daß die Anfertigung nicht schwer, wird folgende Beschreibung erweisen:

Man schneidet aus Papiercanevas schmale Streifen, zwei Centimeter breit, fünf Centimeter lang, sticht kleine Zweige oder Blumen darauf, näht ungefähr 10 derselben aneinander und zu einer Rundung zusammen, füllt unten einen ovalen Boden ein und verzert die Röhren mit farbiger Seide und Perlen. Natürlicherweise kann statt der 10 schmalen Streifen auch ein einziger langer Streifen zu dem Korbchen verwandt werden, nur fallen dadurch die scharfen Ecken weg. Oben an den Rand des Korbchens wird ein seidener Beutel geheftet, und ein Henkel aus Papiercanevas, mit bunten Bändchen an beiden Seiten befestigt, vollendet das allerliebste kleine Werk.

Eine sehr hübsche Ampel kann man herstellen, indem man aus Papiercanevas eine 9 Centimeter große Scheibe schneidet, und in deren Mitte einen 7 Centimeter (im Durchmesser) großen Ausschmitt anbringt, welcher folglich mit einem 1 Centimeter breiten Rande umgeben bleibt; an den innern Kreis dieser Rundung näht man nach unten zu einen schmalen Streifen desselben Canevas, und an diesen ein farbig seidenes, unten mit einer Quaste zusammengefaßtes

Beutchen. Der vorstehende Rand wird mit einer Franze aus kleinen Perlen verzert, und drei Perlenketten, oben sich in einem kleinen Ring vereinigend, hängen zum Aufhängen der Ampel an den Baum.

Auch reizende Vogelbauer en miniature kann man fabriciren, ohne gerade Galanterie-Arbeiter zu sein.

Man schneidet dazu eine Rundung aus gewöhnlicher Pappe (ungefähr 7-9 Centimeter im Durchmesser), beklebt sie mit Silberpapier, steckt in regelmäßigen Abständen feine Drahtstäbe von angemessener Länge hinein, reibt Perlen darauf und faßt dieselben oben zu einer Kuppel zusammen, den Schluß durch eine große Perle oder eine Quaste verbergend. Will man mit dem kleinen Werk sich etwas mehr Mühe geben, so schneidet man noch einen schmalen Reifen von dem Umfang des Bodens aus starkem Papier und steckt, bevor die Drahtstäbe oben zusammengefaßt werden, dieselben, zur Hälfte mit Perlen bedeckt, in angemessenen Entfernungen hindurch, um die Stäbe symmetrisch auseinander zu halten. Ist dies geschehen, so bedeckt man sie vollends mit Perlen und schließt das kleine Vogelhaus, wie vorher bemerkt, zur Kuppel.

Ein anderer hübscher Schmuck des Weihnachtsbaums ist ein Ball, so weich, so leicht, daß er der kleinsten Kinderhand ohne Bangen überliefert werden kann. Seine Herstellung geschieht folgendermaßen:

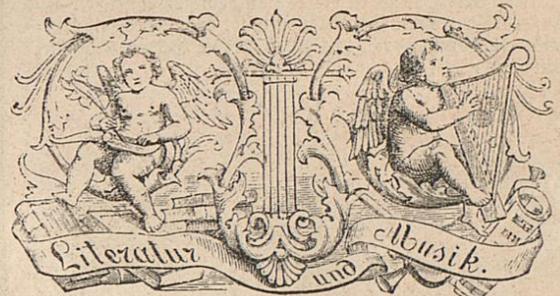
Man schneidet aus Pappe zwei Scheiben von dem Umfang des oberen Randes eines gewöhnlichen Weinglases, und in der Mitte einer jeden eine Oeffnung von ungefähr 3 Centimeter im Durchmesser. Diese zwei Stücke Pappe legt man übereinander und bewickelt sie ganz dicht mit bunter Wolle, stets durch die mittlere Oeffnung stehend. Sobald die Scheiben so dicht umwickelt sind, daß in der Mitte der Fäden nicht mehr hindurchgeht, schneidet man (am besten mit einem scharfen Messer) die Wolle ringsum gerade auf dem Rande der Pappe durch, nimmt ein Stück Bindfaden, bindet die Wolle in der Mitte zwischen den beiden Pappkreisen fest zusammen, nimmt sie ab, und vollendet ist der schönste, weichste Ball, welcher auch in der Hand des muthwilligsten Kindes keinem venetianischen Spiegel oder keiner kostbaren Ampel gefahrbringend werden kann.

Durch die Wahl leuchtender Farben kann man diese Bälle zu einer wahrhaft lockenden Frucht des Christbaums machen, doch geben vollständige Schattirungen denselben natürlich ein noch geschmackvolleres Ansehen, als eine einzelne Farbe oder zufällig zusammengestellte Wollenüberreste verleihen können.

Die Frauen unserz lieben deutschen Vaterlandes wissen den Weihnachtsbaum, diesen schönsten der Bäume so lieblich zu schmücken, daß sie im Grunde darin über alle Belehrung erhaben sind, und unsere oben gegebene Anführung einiger niedlichen Tändeleien sie an Wissen nicht sehr bereichern kann.

Indessen war es uns selbst eine so große Freude, im Geiste den Christbaum mit schmücken zu helfen, daß uns das Uebermaß der Bereitwilligkeit gewiß verzeihen wird. Sind unsere Beiträge zur Ausstattung des Christbaums auch nur ein kleines Tröpfchen in den vollen Strom der Liebe, den das Weihnachtsfest durch die ganze Welt erquickend sendet, so wollen wir dennoch uns freuen in der Hoffnung, vielleicht hier oder dort eine Hand in ihrem Liebeswerke unterstützt, ein Kinderherz jubelnd schlagen, ein Kindesauge fröhlicher glänzen gemacht zu haben.

[429]



Blumen und Früchte deutscher Dichtung.

Ein Kranz, gewunden für Frauen und Jungfrauen von Julie Bur o w. (Preis 1 Thlr. 15 Sgr. Verlag von Schotte u. Comp. in Berlin)

Denksprüche für das weibliche Leben.

Gesammelte Perlen zur Veredelung für Geist, Gemüth und Herz, von Julie Bur o w. (Preis 1 Thlr. 15 Sgr. Verlag von Schotte u. Comp.)

„Was eine lange weite Strecke Im Leben voneinander stand, Das kommt hier unter einer Decke, Dem guten Vater in die Hand“

Diesen Ausdruck Göthe's hat die beliebteste Verfasserin so mancher edeln geistigen Werkes, Julie Bur o w, dem einen der beiden obengenannten Bücher, einer Sammlung von Gedichten, als Motto vorangestellt, und damit den Standpunkt angedeutet, welchen sie den dichterischen Gaben gegenüber einnimmt. Den der sinnigen Sammlerin. — Die Flora der deutschen Poesie ist reich, reich wie die einer leuchtend geschmückten Flur. Blüten in Menge drängen sich dem Auge der Hand entgegen, doch nicht jede Hand versteht, den blühenden Reichtum zum Kranz zu ordnen, die einzelnen Blüten so nebeneinander zu stellen, daß jede zur Geltung gelangt, und, obgleich ein dienendes Glied des Ganzen, doch in ihrer Eigenbüchlichkeit erfreut. Julie Bur o w weiß mit den Blumen der Poesie umzugehen, davon giebt das obengenannte Album Zeugnis. Abweichend von manchen Herausgebern ähnlicher Sammlungen, hat Julie Bur o w die Wieder nicht nach Vändern und Namen, sondern nach einem System geordnet, das wir System des Gefühls nennen möchten. Religion, Liebe, Treue und Familienglück, Natur, Ehre, verschiedene Lebensverhältnisse, Glück und Zufriedenheit, Mutter-Liebe, Sorge und Freude, Wehmuth, Trauer, Schmerz und Trost, Hehl und Neue, Krankheit und Tod. — Dies sind die Worte, welche die Liebesblüthen in einzelne Classen ordnen, eine Eintheilung, die einer Frau, einer Dichterin würdig.

In ähnlicher französischer Eintheilung, mit Leben und Mitwelt beginnend, mit dem natürlichen Schluß alles Befiehenden, dem Tode endend, giebt Julie Bur o w in dem andern Buche uns eine Sammlung von Denksprüchen für das weibliche Leben, und unter diesen den geistvollen, sinnigen und trotztreichen Gedanken, welche der Vornehm und Mitwelt entlehnt, hier zusammengestellt ein Buch der Weisheit bilden, fehlen die der erfahrungsreichen Herausgeberin nicht. Das Vorwort, welches Julie Bur o w als Festspruch an die Leserinnen jedem der Bücher vorangestellt, wird diese recht eigentlich zu einer Gabe von Freundeshand knüpfeln. Die Ausstattung beider Werke ist des reichen gediegenen Inhalts würdig, und der sorgfältigen Bestimmung als Weihnachtsgabe vollkommen angemessen.



Geschliffene Gläser und matt gewordene alte Glasfenster u. s. w. zu putzen.

Wegen der künstlichen Formung der geschliffenen Glasgefäße werden die Grundverhältnisse in der Glascomposition verstärkt, das heißt, mehr metallische Stoffe, (z. B. Mennige) zu dem Glasflusse verwendet, wodurch die geschliffenen Stellen mit der Zeit ein schmutziges, unschönes Ansehen erhalten. Solche Gläser nun schön zu erhalten, lasse man sie öfters in Wasser, worin gute Pflanzenasche gekocht worden, das man nachher durch Filtrirpapier filtrirt hat, reinigen. Ein kleiner Zusatz von Kochsalz trägt noch mehr zur vollkommnen Reinigung bei. — Desgleichen kann man auch Gläser, welche mit Del und Firniß beschnuzt worden, durch Auskochen mit solcher Pflanzenlauge reinigen, indem man die Glasgefäße mit dieser Lauge einsetzt, die Flüssigkeit nach und nach ins Sieden bringt, und sie noch aus der warmen Flüssigkeit herausnimmt und putzt. Matt gewordene Glasfenster zu putzen, bedient man sich einer fein geschlemmten, von Sandsteinen völlig befreiten Walkererde und reibt damit trocken, vermittelt eines feinen Leinwandlappens, die Fenster. Hilft dieß nichts, so wäscht man die Scheiben mit verdünnter Salpetersäure und zuletzt mit Regenwasser.

Den Frost für Pflanzen unschädlich zu machen.

Haben Pflanzen durch Frost gelitten, so besprizt man sie mit möglichst kaltem Wasser und lasse sie 24 Stunden lang bei möglichst niedriger Temperatur im Finstern stehen, bewahre sie dabei auch vor jeder Zugluft. Die Erfahrung lehrt, daß dadurch die große Mehrzahl der Pflanzen gerettet wird. (Gard. Chron.)

Verdorbenen Wein wieder herzustellen.

Um verdorbenen Wein wieder trinkbar zu machen, empfiehlt ein französischer Dr. Pinot, demselben, nachdem er aus dem Gefäß, in welchem er verdorben ist, ausgeschüttet worden, p. Litre 2—3 Eßlöffel gerösteter Kohlen hinzuzusetzen und damit umzuschütteln, dann läßt man ihn ruhig stehen, und nachdem die Kohlen mit dem Saft sich auf dem Boden abgelagert haben, zieht man ihn auf Flaschen. Ist der Wein in den Flaschen verdorben, dann thut man die Kohlen, ohne ihn auszugießen, hinzu, schüttelt und filtrirt nach etwa 2 Stunden den Wein ab. Aller schlechte Geschmack verschwindet darnach, ohne daß der Wein an Qualität verliert. Ein Anderer empfiehlt statt der Kohlen die Anwendung von Del, welches in dem Maße von 1 Litr. auf 230 Litr. Wein zugesetzt wird, bei gleichem Verfahren wie dem obigen. (Das Mittel mit der Kohle ist nicht neu; doch haben wir es angeführt, weil das Verfahren etwas von dem gewöhnlichen abweicht. — Wenn man Del nehmen will, so muß es selbstverständlich vollkommen reines Olivenöl ohne Geruch und Geschmack sein.) [4323]

Rebus.



Zweifelbige Charade.

Die Erste ist — nach höherem Bedeuten — Das Herrlichste, was diese Erde trägt, Das selbst Geschöpf, fast in dem Lauf der Zeiten Die Welt zu seiner Schöpfung ausgeprägt, Das, wo Vernunft und Wille mit ihm streiten, Die grollende Natur in Fesseln schlägt, Dem überall der erste Rang gebührt, Wo es mit Geist und Kraft das Scepter führt.

Die Zweite ist ein Wort von süßem Klange Für jedes tief empfindende Gemüth, Ein Wort, das selig bald, bald wehmuthbange Mit leisem Hauch die Menschenbrust durchzieht, Wofür des Greises Herz, des Kindes Wange In gleicher wandelloser Regung glüht, Das ewiglich dem Menschen theuer bleibt, Ob Sehnsucht auch ihn in die Ferne treibt.

Das Ganze ist der Name jenes Ortes, Dem Schiller einst sein Erstlingswerk geschenkt. Der Sänger, der im vollsten Sinn des Wortes Das Erste war; und wenn ihr sein gedenkt, Wenn ihr euch freut des reichen Liederhortes, Den er in jede deutsche Brust gesenkt, Stellt euerm Geiste wohl die Stadt sich dar, Die feinem Geiste oft das Zweite war.

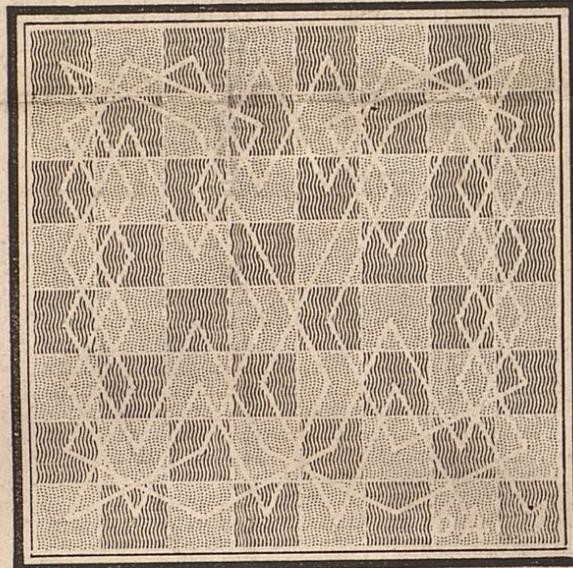
[4327]

Marie Harier.

Rösselsprung-Aufgabe.

Table with 8 columns and 8 rows of letters for a word search puzzle.

Schlüssel zur Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe Seite 348.



Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe Seite 348.

Nun können nimmermehr wir sterben, Ob wir auch längst gestorben sind; Denn unser Lieb' läßt einen Erben Der Welt zurück in unserm Kind.

Und von dem Kinde weit und weiter Wird Stamm um Stamm zum Himmel gehn, Und einst, wie eine Satobleiter, Wird unsre Lieb' im Himmel sehn.

Auflösung des Räthsels Seite 348.

All. Allee. Allah. Allein.

Auflösung des Rebus Seite 348.

„So Mancher sucht einen Pfennig und verbrennt dabei drei Lichter.“

Sparsamkeit ist eine schöne Tugend, hochgeehrt, und in den meisten Verhältnissen untrennlich zusammenhängend mit Zufriedenheit, Glück und Wohlstand, mit häuslichem Frieden, bürgerlicher Ehre und Selbstachtung. Aber die Sparsamkeit kann auch am falschen Ort geübt, zur Unzeit angewandt und somit nicht nur unnütz, sondern sogar gleichbedeutend werden mit Verschwendung. Wenn Du etwas durch Arbeit und Fleiß zu ersparen wünschst, mußt Du wohl überlegen, ob die auf jene Arbeit verwandte Zeit, anders benützt, nicht förderlicher sein könnte; wenn Du einen wohlfeilen Einkauf machen möchtest, nicht Zeit, nicht Mühe, nicht weite Wege scheust, zu diesem Zweck zu gelangen, bedenke, ob der kleine Gewinn auch in Wahrheit die Mühe lohne; wenn ein kleiner Verlust Dich betroffen, hüte Dich, kostbarere Güter der Wiedererlangung zu opfern, aus übel angebrachter Sparsamkeit, denn „So Mancher sucht einen Pfennig und verbrennt dabei drei Lichter.“



Fr. M. K. in K. Wir können Ihnen die Erfüllung Ihrer Bitte nicht versprechen. ... Fr. B. K. geb. v. H. in P. Ihr Brief hat uns auf die anmuthigste Weise das Räthsel gelöst, wie man mit höchster Lieblichkeit ... Fr. J. D. in B. Eine moderne Knabenmütze für Soutachearbeit ... Fr. M. N. in B. Ihr interessantes Schreiben gibt uns die Bedauernswerthe Ueberzeugung, daß wir den ersten Brief, dessen Sie erwähnen, gar nicht erhalten haben. ... Fr. v. S. in D. Das nächstens erscheinende erste Supplement des neuen Jahrgangs wird Ihr Verlangen nach Weißbäckereien in vollem Maße befriedigen. ... Fr. M. L. in S. Die gewünschten Namen werden nächstens erscheinen. ... Einem Unbekannten aus P. Der Gebrauch des Postits in jenem Falle wäre in so fern besser gewesen, als der Superlativ wirklich, wie Sie richtig bemerken, zu Mißdeutungen Veranlassung geben kann. ... Fr. J. W. geb. W. in J. Wir können von dem dargebotenen Manuscript gegenwärtig keinen Gebrauch machen. ... Fr. M. W. in L. Wir müssen zu unserm Bedauern die Erfüllung Ihres Gesuchs auf eine spätere Zeit verschieben.

Zur Notiz.

Die letzten Lieferungen der von der Administration des Bazar herausgegebenen Schnittmuster-Zeitungs: „Pariser Modelle“ zur Selbstanfertigung der gesammten Damen-Garderobe etc. enthalten folgende Schnittmuster:

- Fig. 19. Hohe krause Kleiderhülle mit ausgeschnittenem Futter und weitem, offenem Aermel. — Mantille Marie-Antoinette von weißem flaren Stoff, für Mädchen von 11 bis 13 Jahren. ... Fig. 20. Jäckchen für einen Knaben von 11 bis 13 Jahren. — Weste, zum Jäckchen gehörig. — Beinkleid, zu Jäckchen und Weste gehörig (Matroien-Anzug). — Hohes krauses Hüch oder Taillenstück, zu ausgeschnittenen Kleidertheilen zu tragen. ... Fig. 21. Basquine (Casaque longue) von weißem Lique, mit rother Borte und weißem Soutache besetzt. ... Fig. 22. Blause (Kittel) für einen Knaben von 6 bis 8 Jahren. — Hohe Kleider-Taille mit geschlitztem Schoof und Berthe, für Mädchen von 5 bis 7 Jahren. — Weiter offener Aermel, zum Kleide oder Ueberrod. ... Fig. 23. Tunica mit edig ausgeschnittener Taille, krausem Schoof und großem, offenem Aermel. ... Fig. 24. Reagis-Jäckchen von feinem Gambrie mit Ruffen- und Stickerparniture. — Nachthaube. — Frisurmantel mit langen Aermeln. — Nachtsäckchen mit langen geschlossenen Aermeln. ... Fig. 25. Glatte hohe Kleider- oder Ueberrod-Taille mit schmalem, in flache Bogen aussehendem Schoof. — Soutache-Jäckchen für Damen, mit weitem, offenem Aermel und Soutachebesatz. — Enganschließender Aermel für Mädchen von 6 bis 7 Jahren. ... Fig. 26. Reagis-Ueberrod mit großer Pelerine. — Pelerine für Mädchen von 12 bis 14 Jahren. ... Fig. 27. Ueberzieher-ur Hauttoilette. — Ausgeschnittene Kleiderhülle für Mädchen von 4 bis 6 Jahren. ... Fig. 28. Herbstmantel (Burrous). — Hohe glatte Taille für Mädchen von 7 bis 9 Jahren. ... Fig. 29. Wintermantel „Sibille“. } Abbildungen, Bazar ... Fig. 30. Wintermantel „Deiron“. } Seite 323, 324. ... Fig. 31. Wintermantel „Henry II“.

Bestellungen auf die „Pariser Modelle“ (15 Sgr. pro Quartal) übernehmen sämtliche Buchhandlungen und Post-Ämter.

Die Administration des Bazar.